CAPT^{N}. GORDON,

Royal Navy.

L.g.
460 f
3

Der Hausvater

oder

das liebt sich! und warum?

Von

August Lafontaine.

Dritter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1811.

3

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Der Hausvater,

oder:

das liebt sich! und warum?

Dritter Theil.

Lug und Trug.

Alexander war nicht todt. Er hatte nur eine schwere Fleischwunde in der Brust und Schulter. Der starke Blutverlust hatte ihn nur ohnmächtig gemacht. Man trug ihn nach Seymours Hause. Der Wundarzt erklärte, nach der ersten Besichtigung der Wunde, seinen gewissen Tod. Er meinte, die Kugel sey durch die Lunge gegangen. Der Vater wurde geholt. Er traf den Sohn sterbend. Der Sekundant Forstbergs erklärte, daß Julius Blume seinen Freund erschossen hätte.

Das Gerücht seines Todes hatte sich verbreitet. Der Geheimerath hatte keine Ursache, dem Gerücht zu widersprechen, selbst da nicht, als der Arzt seinem Sohne Hoffnung des Durchkommens gab. Er wollte seinen Bruder ängstigen. Daß der Capitain sein Bruder war, wußte er längst, aus einem Billet, das der Capitain an seinen jüngsten Sohn unbesonnen geschrieben hatte, und dessen Hand der Geheimerath sogleich erkannte.

Als sein jüngster Sohn an dem Sterbebette seines Bruders stand, und dem Mörder eine ewige Rache schwor, da nahm der Vater ihn allein. „Leopold,“ sagte er — „Dein Bruder ist das Opfer seiner grausamen Verwandten geworden. Jetzt zittre ich nur für Dich, Jüngling! Denn das Netz ist nun für Dich schon gelegt, Dich zu fangen. Ich bitte Dich, mein Sohn, Dich vor diesen Menschen in Acht zu nehmen! Ich bin gewarnt, ich bin fürchterlich gewarnt! Ich zittere!“

„Gewarnt, mein Vater? gewarnt?“

„Gewarnt! Du frägst? Vor dem Hasse meiner beiden Brüder. Sie hassen mich unversöhnlich, aus der frühesten Jugend her. Ich muß Dir entdecken, was ich ewig verschweigen wollte.“

„Hassen, mein Vater? Mein Oheim in Dünhof zum mindesten —“

„Kennst Du ihn?“ fragte der Vater, seinen Blick mit räthselhaftem Starren auf seinen Sohn heftend — „Kennst Du ihn, junger Mensch? Weißt Du denn, welch ein Herz unter der Larve der Freundlichkeit, der Sanftmuth schlägt? Weißt Du das? Kennst Du Deines Vaters Begebenheiten? Aus der Erzählung alter Bedienten, die alle mit ihnen zusammenhingen?“

„Aus der Erzählung des Jünglings, der meines Bruders Mörder seyn mußte.“

„Seyn mußte! mußte! Du gebrauchst das rechte Wort, mein Sohn Leopold. Du kennst ihn?“

„Nicht ich! Aber Alexander wurde in Göttingen sein Freund.“

„Mußte es werden! mußte! so gut wie Du bestimmt bist, der Freund dieses Menschen zu werden. Ich wußte es nicht, aber als ichs erfuhr, da zitterte ich. Ich sah voraus, was kommen mußte. Dieser Freund mußte der Mörder Deines Bruders werden.“

„Mußte? Sie erschrecken mich, mein Vater.“

„Ich will Dir erzählen.“

Hier erzählte der Vater dem Sohne die Begebenheit mit Reginen, aber entstellt, und doch mit solcher Wahrscheinlichkeit, daß der Sohn zu zweifeln anfing, ob nicht sein Oheim der Schuldige der beiden Brüder wäre. Seines Bruders Ermordung gab dem Zweifel Gewicht. Er fing an, seinem Vater zu glauben.

„Ich verlange keinen Glauben, mein Sohn,“ hob der Vater wieder an — „Ich weise Dich an die Erfahrung; sie wird Dich belehren. Denn das Netz ist für Dich ausgespannt. Dieser Capitain Bloem, der —“

„Gott, was ist mit dem?“ rief der Sohn.

„Sieh, er besucht mich, um für meinen armen Bruder in Bombay zu bitten. Natürlich, er frägt nach meiner Familie. Ich lasse Dich kommen, ganz arglos, daß ich Dich in die Hände Deines erbittertsten Feindes gab. Er, unter der Maske der treuherzigsten Großmuth —“

„Nein, mein Vater, bei Gott! Dieser Mann ist, was er scheint, oder die Wahrheit selbst ist eine Lüge.“

„Ist, was er scheint? So, Du argloser Jüngling! Der Brief seines eignen Freundes, der mich warnt, sagt anders. Dieser Capitain Bloem, sagt ein Brief, will Dich an sich locken, Dich, mit einem Mädchen, das er für seine Tochter ausgiebt, ein reizendes Geschöpf, aber listig unterrichtet, Dich anzuziehen, Dich zu umstricken, Dich verliebt zu machen, und dann, dann —“

„Das ist nicht wahr, mein Vater! Das ist nicht!“

„Freilich begreifst Du das nicht; aber habe Geduld! Wenn dieser Capitain Dich nicht an sich zieht, mit einem schönen Mädchen: so hast Du Recht, ich Unrecht, und mein Brief hat gelogen. Wir wollen es abwarten.“

Hier saß der Sohn in der allerfinstersten Ver-

legenheit. Auf einmal rief er: „Nein, es ist nicht! es ist nicht! obgleich es seltsam genug zutrifft.“

„Was trifft zu, Leopold?“

„Ihr Brief, der Sie warnt.“

„Wie so?“

„Ich bin mit diesem Capitain bekannt geworden.“

„Bekannt? Entsetzlicher Zufall! Du? Und hat er eine Tochter?“

„Ja, mein Vater.“

„So laß doch hören!“

Der Sohn sah den Vater an; er wußte nicht, sollte er fortreden, oder nicht.

„Giebt er sie für seine Tochter aus?“

„Sie ist seine Tochter, Vater!“

„Sie ist? Guter Sohn, ich zittre. Dieser Capitain Bloem ist Dein Oheim Blume aus Bombay. Seine Tochter ist die zweite Tochter meines Bruders aus Dünhof, Clementine. So sagt mein Brief. Man will Dich an das Mädchen, das Du für eine Fremde hältst, anziehen. Dann, wenn Du erfährst, daß Du betrogen bist, und nur die Stirn runzelst, so kommt der Bruder, ein Mensch, der zu Eurem Mörder erzogen ist, und — Du wirst sein Opfer, so gut, als Dein Bruder.“

„Das ist nicht, mein Vater! das ist nicht!

Es ist nicht so! Ihr Brief ist ein Gewebe von Lug und Trug. Diese Clementine, mein Vater — nein! nein! beim Himmel! Sie könnten mich überreden, eben so gut überreden, ich hätte meinen Bruder ermordet."

„Mag seyn, daß sie nur ein blindes Werkzeug ist; mag seyn, daß sie nicht weiß, was man mit Dir will; mag sogar seyn, daß sie Dich nicht kennt, Deinen Namen nicht weiß; denn sonst — sonst — Weiß sie Deinen Namen? Und überall, hast Du sie schon oft gesehen?"

Hier wurde der Jüngling verwirrt. „Sie weiß meinen Namen nicht. Ich gehe mit ihr unter dem Namen Roger um."

„Roger? Wie bist Du denn zu dem Namen Roger gekommen?"

„Ich muß gestehen, aber ohne alle Anwendung, der Capitain hat ihn mir aufgeredet."

„Aufgeredet? Wie denn so? Unter welchem Vorwande denn?"

„Weil — weil —" Leopold wurde verlegen. „Weil eben dieser Julius Blume, der Mörder meines Bruders —"

„Recht! Recht! O mein Brief hat Recht! Das Mädchen sollte Dich lieben, oder Du sie, gleichviel. Dann erfuhr jener wilde Mensch Deinen wahren Namen, und dann — er haßt

uns. Er ist im Hasse gegen uns erzogen, und dann — begreifst Du?"

Die Zweifel im Innern des jungen Menschen häuften sich. Das schien wenigstens das Schicksal seines Bruders. Denn der Sekundant hatte dem jungen Forstberg gesagt, was Julius nach dem Zweikampfe ihm gesagt hatte, daß er ihn um seiner Schwester willen erschossen hätte. Aber doch konnte er an Clementinen, an dem Capitain nicht zweifeln.

„Dennoch," rief er laut — „ist alles verdammter Trug und Lüge. Der Capitain ist ein ehrlicher Mann, und Clementine seine Tochter."

„Der Capitain ist Dein Oheim aus Bombay, und Clementine die Tochter meines Bruders aus Dünhof."

„Das beweisen Sie mir, mein Vater!"

„Nichts leichter, als das, wenn Du anders seine Hand kennst!"

„Die kenne ich!"

Hier zog der Geheimerath den Brief hervor, den der Capitain ihm selbst gebracht hatte. Sobald Leopold den ersten Blick auf den Brief warf, so erkannte er des Capitains Hand. Er erblaßte. „Wie nun? Wird Dir es deutlich, Leopold? Begreifst Du nun, daß man Dich in ein Netz locken will? Capitain Bloem und

seine Tochter sind dein Rach=erfüllter Oheim und seine Nichte."

"Guter Gott!" rief der Jüngling, die Hände schmerzlich zusammenfaltend — "Nein, es kann nicht seyn! Es ist nicht!"

Der Capitain betrog dich, das Mädchen betrog dich. O sie müssen weit mit dir gekommen seyn, daß du nicht mit allem Stolz eines Mannes fühlst, daß man dich zum mindesten zum Spieldinge einer Neckerei machen wollte! Sage mir, welchen Grund kann denn der Capitain haben, dir, dir, seinen Namen zu verleugnen?

Der junge Mensch sann auf Gründe; er fand keine. Er verglich in sich selbst seines Bruders Begebenheit mit seiner. Er fühlte sich verhöhnt, verspottet, betrogen. Er hatte Clementinen so ganz getraut; und sie verschwieg ihm, daß sie des Capitains Tochter nicht war. Der Brief, den sein Vater bekommen zu haben erdichtete, machte die Sache noch gewisser. Seines Vaters Erzählung hatte ihn erschüttert, der Tod seines Bruders warf in seine Seele die Flamme der Rache. Wie konnte er einem Mädchen seine Hand geben, dessen Bruder der Mörder seines Bruders war? Wie konnte er ein Mädchen lieben, dessen Bruder er den Tod geschworen hatte?

Er fiel seinem Vater um den Hals. Er schrieb das Billet an Clementinen. Er bat seinen Vater, ihn auf Reisen zu senden. Das geschah. Er reiste in der Verzweiflung, im Gefühl einer ewigen, und ewig hoffnungslosen Liebe ab, so bald er wußte, daß seines Bruders Leben außer Gefahr war.

Der Geheimerath lächelte. — So bald er aus dem Billet seinen Bruder erkannt gehabt hatte, legte er sich auf die Lauer. Er erfuhr, daß Clementine bei ihm in Lübeck war, daß sein Sohn dort aus und einging unter dem Namen Roger. Er setzte alles zusammen. Er wußte alles. Er zerstörte die Plane seines Bruders, der ihn überlisten wolle. Er siegte. Seine Söhne waren jetzt die Feinde der Familie, die er so unversöhnlich haßte. Er hatte den Triumph erfochten. Er dachte nun an seines Sohnes Verheirathung mit der Mamsel Stake.

Weiber-List.

Mamsel Stake hatte tausend leise Versuche gemacht, zu wissen, ob ihr Vater fest an der Idee der Verheirathung hinge. Er hing nur zu fest daran; denn die achtzig tausend Mark, die Herr Stake zu zahlen hatte, wenn er zurücktrat, waren der Stein des Anstoßes, den Susanne nicht überspringen konnte. War der Vater auf der Börse: so hielten Mutter und Tochter, und der Tochter Liebhaber, Herr Raumer, Rath. „Die verdammten achtzig tausend Mark!" rief Raumer — „Wenn der Forstberg nur nicht ein Spitzbube ist! Denn was hat er uns dieses unübersteigliche Hinderniß in den Weg zu werfen!"

Susanne hielt Forstbergs Parthei. Sie traute seinem Wort, seinen Blicken vielmehr, die das Wort begleiteten. Dem Vater, sahen sie wohl, durfte nichts gesagt werden. Sie harrten von einem Tag auf den andern, ohne zu wissen, wie sie das Ding angreifen sollten.

Als Forstberg in Stade angekommen war, lief Raumer nach Stade, und klagte Forstbergen die Hülflosigkeit Susannens und seine eigene. „Die verdammten achtzig tausend Mark, Herr von Forstberg!" rief er mit einem mißtrauischen Blicke, den Forst-

berg sah. Forstberg lächelte. „Ihre Braut,“ sagte er: „versprach mir fest, nie einzuwilligen. Sagen Sie ihr, ich glaube ihren Blicken. Ich, Herr Raumer, kann gar nichts thun.“

Die verdammten achtzig tausend Mark! Forstberg zuckte die Achseln.

Raumer kam zurück, brachte die Nachricht, daß alles verloren sey. Die verdammten achtzig tausend Mark!

„Nicht um eine Welt bist du mir feil!“ rief Susanne am Busen des Geliebten. „Fort Mein Vater muß sie zahlen! Er soll sie zahlen.“

Mutter und Tochter hielten Rath zusammen. Sie nickten, sie lächelten. Der Plan war ersonnen.

Dieselbe Nacht noch, erwachte die Mutter an ihres Mannes Seite mit einem furchtbaren Aufschreien.

„Was ist dir? sinds Diebe?“ rief Herr Stake, und heraus war er aus dem Bette, bei dem Geldkasten.

„Nichts als ein schwerer Traum, lieber Mann, der aber so lebendig war, daß ich jetzt noch nicht weiß, ob's Traum oder Wahrheit ist.“

„Welch ein Traum?“

„Sieh, es trat eine Gestalt an mein Bett, legte die kalte Hand auf meine. Ich erwachte. Ich sah ein bleiches Gesicht sich über meins lehnen. Ich zitterte. Da öffnete das Gesicht die bleichen Lippen, und sagte: „Ich warne dich! ich warne dich! ich warne dich! Wird Forstberg deiner Tochter Mann: so wird er deinen Mann ermorden!“ Dann verschwand sie.“

Herr Stake lachte laut auf bei dieser Erzählung; aber er mochte es machen, wie er wollte: sie wollte nicht wieder aus seinem Kopfe. Er hielt große Dinge auf Träume.

Am andern Morgen stürzte Susanne ins Zimmer, und mit dem ängstlichen Blicke auf den Vater zu. „Ich habe einen bösen Traum gehabt!“ sagte sie seufzend — „einen recht bösen!“ Die Mutter winkte der Tochter, zu schweigen. Stake fragte, und Susanne sagte: „Ich kann mich des Traums nicht erinnern.“

Nun ging Herr Stake nachdenkend in seinen Verschlag. Er horchte aber von Zeit zu Zeit nach Frau und Tochter hin, die zu flüstern anfingen. „Einen Traum?“ fragte die Mutter.

„Einen recht bösen, liebe Mutter!“

„Erzähle!“

„Sehen Sie, eine bleiche Gestalt trat an

mein Bett, und sagte mir: „Du jammerst mich, Susanne! Wähle Du! Vater oder Bräutigam!“

„Ich wähle den Bräutigam!“ sagte ich zitternd.

Da seufzte die Gestalt, und sagte leise: „Dein Bräutigam wird Deinen Vater ermorden. Gieb ihm Deine Hand nicht: und Dein Vater ist gerettet.“

„Alle Teufel!“ seufzte Stake, der alles erhorcht hatte, bei seinen Büchern — „das wird mir doch zu rund.“

Die Mutter flüsterte der Tochter zu, und Stake spitzte die Ohren. „Ich bitte Dich, verschweig den Traum Deinem Vater! Er möchte ihn ängstigen. Es ist ein Traum, nichts weiter. Schweige ja! hörst Du, Susannchen?“ Sie gingen Beide hinaus.

Herr Stake schrieb, und verschrieb sich sogar in Zahlen. Er rechnete, und rechnete falsch. Daß es eine List von Frau und Tochter war, konnte ihm nicht beifallen. Denn er war im festesten Glauben, daß seine Tochter Forstbergen liebte, und daß seine Frau mit dieser Verbindung sehr zufrieden war. „Es ist ja ein Traum nur!“ sagte er lächelnd; aber sein Lächeln ging nicht von Herzen, denn es

galt sein Leben, und Herr Stake wünschte von ganzem Herzen zu leben, so lange wenigstens, bis die letzte Million rund war, an der er jetzt eben sammelte.

Er konnte nicht schreiben. Er ging aus. Er trank zum erstenmale, statt zu handeln, eine Flasche alten Wein, um sich Muth zu machen. Vergebens. Er rannte wieder nach Hause. Er vernahm seine Frau noch einmal über ihren Traum. „Du lieber Himmel,“ antwortete sie gleichgültig — „es war nichts, als ein alberner Traum!“

„Aber Susanne?“.

„Sie hat mein Aufschreien gehört, das hat sie geängstet. Weiter nichts!“

Er nahm Susannen vor. Susanne sagte nicht ein Wort. Sie leugnete alles ab.

Das Leugnen von Frau und Tochter überzeugte ihn, daß es kein Komplott sey. Sein Leben stand auf dem Spiel. Er rannte zu dem Gevatter Prokurator, und fragte an, ob er der Zahlung der achtzig tausend Mark nicht entgehen könnte, wenn er die Verbindung wieder aufhöhe?

„Nein, Gevatter Stake! Nein! Davon kann Ihnen kein Engel helfen; nicht der Vater der Lügen, der Teufel selbst. Der Geheimerath hat den Punkt gut verklausuliren las-

sen! das ist ein Fuchs. Kommt etwas dazwischen, Gevatter?"

„Ach!" schrie Stake unmuthig, und sprang hoch auf. „Nein, da will ich mir lieber die Kehle abschneiden lassen."

Er kam nach Hause. Mutter und Tochter warfen von Zeit zu Zeit, und zwar verstohlen, sehr ernste und bedeutende Blicke, voll eines still fühlenden Bedaurens auf ihn. Es lief ihm kalt am Rücken hinunter, wenn er die Blicke sah. Denn er fühlte schon das kalte Eisen in seinem warmen Blute.

„O die verfluchten achtzig tausend Mark!" rief er zuweilen in seinen Pallisaden, und warf die Feder unruhig nieder.

Er wollte noch einmal den Traum hören; aber seine Frau machte jetzt einen Scherz daraus. „Den Teufel auch!" rief er — „Dir also ists Einerlei, ob ich sterbe, wenn nur Deine Tochter Frau von Forstberg wird?"

„Lieber, seltsamer Mann, was ist denn ein Traum? Der Herr von Forstberg, bedenke doch, ist der liebenswürdigste junge Mann. Der Factor Bornhahn hat ihn in Stade gesprochen. Er kann nicht genug sagen, wie er jetzt nach seiner Reise ist, der schönste Mann von der Welt!"

„Was hilft mir das? was hilft mir das?

du bist toll, Frau! Aber so sind die Weiber: für einen Schwiegersohn geben sie hundert Männer. Die verdammten achtzig tausend Mark! Nein, lieber will ich mich tausend mal in Stücken hacken lassen, als sie hingeben."

„Das denk ich auch," sagte die Frau ganz gelassen. Ihn überlief es kalt.

Er legte sich unruhig zu Bett. Er konnte nicht schlafen. Seine Frau schlummerte nach fünf Minuten ein. Er fluchte in Gedanken auf ihre Theilnahmlosigkeit. Auf einmal redete sie im Traum mit lebhafter Stimme: „Erscheinst du mir wieder? O flieh! flieh! Schreckgespenst!" Herr Stake richtete sich empor, und betrachtete seine Frau, die im tiefen Schlafe da lag. „Nein, nein," sagte sie wieder und immer deutlicher: „Susanne liebt ihn. Ihr Herz würde brechen. Es kann nicht seyn!"

Da schrie sie wieder laut auf, und rief erwachend: „Fasse mich nicht an! Geist! Geist! du bist kalt!"

Herr Stake zitterte an allen Gliedern. „Was war dir?" fragte er.

„Ach, wieder, wieder! — Ach, nein, nein!" sezte sie, sich besinnend, hinzu. „Es war gar nichts. Sey du ruhig!"

Aber Herr Stake war nicht ruhig. Er

fing an zu fragen; doch die Frau gestand gar nichts.

Am andern Morgen kam Susanne ins Zimmer gestürzt, auf ihre Mutter zu, und rief: „Ach, Gott! Mutter! wieder! wieder!“

Die Mutter legte ihr schnell die Hand auf den Mund, und winkte eifrig, sie sollte schweigen.

„Ihr habt meinen Tod geschworen!“ rief Stake zornig. „Warum soll sie schweigen? Ich befehle, sie soll reden.“ Doch Tochter und Mutter schwiegen. Aber ihr Betragen gegen Herrn Stake war ganz seltsam. Sie näherten sich ihm mit verstörten Blicken. Sie drückten seine Hände, sie waren unbeschreiblich zärtlich gegen ihn. Die Mutter brachte ein Gericht mehr auf den Tisch, sie setzte eine Flasche Wein auf. „Was soll das?“ fragte der geizige Stake.

„Ih lieber Mann, laß uns des Lebens genießeu; denn wer weiß, wie bald unser letztes Stündlein schlägt! Du bist fünf und sechzig Jahr alt. Komm! thue dir etwas zu Gute!“

Er sprang auf. „Soll das meine Henkersmahlzeit seyn?“ rief er mit starren Blicken. „Ich bitte Euch, erzählt mir Eure Träume!

Aus der Heirath wird nichts! das sage ich Euch! die verfluchten achtzig tausend Mark!"

„Wird nichts?" rief Susanne aufspringend, und ihr Gesicht in ihr Taschentuch hüllend.

„Nein," rief die Mutter auf einmal, ihren Mann umarmend. „Soll dein Vater etwa das Opfer werden? und das muß er! das muß er!"

„Es ist nur ein Traum, Mutter!" rief die Tochter.

„Nein, Träume sind das nicht. Mir zweimal! dir zweimal dasselbe! Das ist der Himmel, der zwischen diese Verbindung tritt."

Nun ließ sich Herr Stake die Träume erzählen. Die Mutter erzählte, und mahlte so schrecklich, daß Stake aufsprang, und wie ein Besessener schrie: „Hohl der Henker die achtzig tausend Mark! und Deinen Bräutigam dazu! Gottlob und Dank, daß noch nichts geschehen ist! Aber es kostete den beiden Eltern alle mögliche Mühe, Susanne zu beruhigen, die immer dabei blieb, daß man ihr Glück einem Traum aufopfern wolle.

„Mag wohl seyn," rief Herr Stake mit einem lauten Seufzer — „aber ich nehme das Gewisse für das Ungewisse. Laßt mich nur überlegen, wie ich wegen der verdammten acht-

zig tausend Mark loskomme; denn ehe ich die zahle, will ich lieber —"

Der Sieg war noch nicht erfochten, fühlten Mutter und Tochter.

Da kam die Nachricht von Forstbergs Tode an Staken. Er kam, wie toll vor Freuden, nach Hause gerannt. „Gieb mir eine Flasche Wein, Frau!" rief er — „Euer Geist hat gelogen. Eine Flasche Wein! vom besten! Meine achtzigtausend Mark sind gerettet. Forstberg ist todt. Er ist im Duell erschossen." Beide Damen erschracken. Susanne weinte ihrem Frennde aufrichtige Thränen, die der Vater für Liebe hielt. Aber er rief: „Weine Du, so viel Du willst! Ich trinke meinen Wein!"

Herr Stake trank seinen Wein, berauschte sich in Rechnungen über die geretteten achtzig tausend Mark, und schlich sich gegen seine Gewohnheit noch Abends auf den Rathskeller.

Raumer kam. Er brachte die Nachricht, daß Forstberg zwar verwundet, aber aus aller Lebensgefahr wäre. Die Damen jagten ihn fort; denn sie erwarteten den Herrn Stake. Er kam mit einem halben, fröhlichen Rausche; denn er hatte die Nachricht von Forstbergs Tode bestätigen hören, so daß kein Zweifel mehr daran seyn konnte.

„Ein Traum, Frau, zwei alberne Träume, weiter nichts!“ rief er taumelnd — „und lebte er noch, so sollte er Suschen haben, und wenn wir alle Nacht träumten.“

Am andern Morgen fragte er seine Frau: „Nun, hast Du wieder geträumt, Frau?“

„Ja,“ sagte die Frau bedenklich — „Es soll mich wundern, wie das kommen wird.“ Sie sah ihren Mann lange an.

Stake drang in sie, und sie erzählte, eben die Gestalt habe ihr gesagt: „Forstberg lebt. Er ist nicht todt. Denke an mich!“ Stake lachte herzlich; die Tochter mußte dasselbe geträumt haben, ob sie gleich nichts sagte; denn sie war so freundlich, wie ein Eichhörnchen. Sie sang, und sprang, als ob ihr Bräutigam vor der Thür stände

„Ja, ja! träumt Ihr nur! Ich weiß, was ich weiß! sagte Stake, und trank aufs Neue vor Freude.

Nach acht Tagen aber kam er mit einem langen Gesichte nach Hause. Er hatte gehört, daß Forstberg mit großen Schritten seiner Besserung entgegen ginge. Er war still. Er saß, wie eine Statüe, in seiner Vestung, den Kopf in die Hand gestützt. Er zweifelte nicht mehr an der Wahrheit der Träume seiner Frau und Tochter. Die Heirath war aufgeschoben,

und müßte er auch die achtzig tausend Mark zahlen. Er sann auf Mittel, sie zu retten.

Endlich sagte er: „Suschen, Forstberg lebt. Aber mit der Heirath ist es vorbei, ganz vorbei! Soll ich mich etwan erschießen lassen? Und wieder sterben müßte er ohnehin, was hülfe es Dir? Sieh, Suschen, wenn Du freudig Ja sagst, so sollst Du Dir einen Mann aussuchen, welchen Du willst. Ich wöllte, Du wüßtest einen, den Du leiden könntest."

Suschen weinte von Herzen. „Und ist er ein Bettler, Suschen, Du sollst ihn haben."

Die Mutter lächelte; denn es ging besser, als sie Beide gehofft hatten. Suschen willigte nicht ein, sagte auch nicht, Nein. Die Mutter meinte, sie würde sich schon geben.

„Aber die achtzig tausend Mark muß ich retten, und Susanne muß mir helfen! Suschen, den hübschesten Menschen sollst Du Dir aussuchen, wenn Du thust, was ich Dir heiße."

Was wollte Suschen machen? Sie gestand, daß sie ihren Vater nicht könnte ermorden lassen. Sie sah ein, daß es mit dem Herrn von Forstberg vorbei sein müsse. Der Vater umarmte sie, voll unendlicher Freude. Er sprang dann wie ein Sperling im Zimmer

umher, und rief: „Wenn alles gut geht: so wollen wir den Herrn Geheimerath um seine vierzig tausend Mark bringen. Der Spitzbube hätte mich bald um achtzig tausend geschnellt!“

Hier wurde Suschen sehr ernsthaft; aber der Vater fuhr in seiner Freude fort, schnellzüngig und schnellfüßig: „Wir lassen den jungen Herrn kommen. Nun kommts darauf an, daß er Nein sagt: so sind die vierzig tausend Mark unser.“

„Ich soll meinen Geliebten um vierzig tausend Mark betrügen helfen? O Vater!“

„Geliebten? Wie? Den Mörder Deines Vaters? Ich bitte Dich, bedenke doch, Suschen: entweder ich zahle ihnen achtzig tausend, oder sie mir vierzig. Wir können ja hinter her immer thun, was wir wollen, wenn Dir's so nicht recht ist.“

Suschen mußte einwilligen; denn ihr Vater wollte sich nicht eher dazu verstehen, jedem jungen Mann, den Suschen wählen würde, sein Wort zu geben. Suschen aber hatte von ihrem Vater gelernt, daß ein Versprechen nur auf schwarz und weiß gilt. Der Gevatter Procurator wurde also geholt. Ein Ehekontract wurde aufgesetzt, worin für den Namen des Bräutigams Platz gelassen wurde. Der Vater versprach, wenn er das geringste gegen diesen

Ehekontract einwenden würde, dem Bräutigam, er möchte seyn, wer er wollte, hundert tausend Mark zu zahlen. Dagegen versprach Suschen, bei der Ankunft des Herrn von Forstbergs alles zu thun, was ihr Vater ihr gebieten würde.

Der Kontract wurde unterschrieben, besiegelt, und Susannen feierlich übergeben. Sie trug ihn auf ihr Zimmer.

Der Gevatter schüttelte den Kopf zu dem seltsamen Kontracte; aber Herr Stake tanzte vor Freude, daß er seine achtzig tausend Mark gerettet hatte.

„Es kommt nun darauf an, Suschen, daß Forstberg Nein sagt, wenn er kommt. Und nichts ist leichter, als das, Suschen! Kommt er: so stellst Du Dich, wie halb verrückt. Du erzählst Deinem Bräutigam von Deinen Liebhabern, Du fluchst, Du verlangst zwei Equipagen, zwei Jungfern, einen Läufer. Du mußt laut, aus voller Kehle lachen, wenn der Geheimerath ernsthaft ist. Du läßt Keinen zu Worte kommen. Du mußt zornig werden und toben, wenn sie freundlich mit Dir sind. Du mußt es so lange treiben, bis sie voll Abscheu rufen: Es ist vorbei! Dann sind die vierzig tausend Mark unser.“

Suschen stand hier doch an. Trotz ihrer einsamen Erziehung hatte sie das Köpfchen wohl zu dieser Rolle, aber nicht den Muth; denn es konnte den Geheimerath vierzig tausend Mark kosten, wenn sie ihre Rolle glücklich spielte. Sie bat sich Zeit zur Ueberlegung aus. Die gestand ihr Vater ihr zu.

Sie sprach Raumern. Raumer sagte: „Ich gehe zu dem Herrn von Forstberg, erzähle dem alles, was wir gemacht haben. Wir haben einen fröhlichen Tag obenein, theuerste Susanne! Du willst anstehen, unser Glück mit der Verstellung von ein paar Stunden zu erkaufen?“ Die Mutter redete zu. Suschen entschloß sich, mit Thränen in den Augen, die Rolle zu spielen. Raumer flog nach Stade zu Forstbergen. Er erzählte ihm alles, die Träume, die Rolle, die Suschen spielen sollte. Forstberg mußte lächeln über die tollen Einfälle. „Sagen Sie Suschen,“ sprach er zu Raumern — „Ihr Vater solle mir die achtzig tausend Mark zahlen.“

„Zahlen? Herr von Forstberg!“

„Zahlen, Herr Raumer! Und um Sie für Ihr Mißtrauen zu bestrafen, sollen Sie nicht einmal wissen, wie ich es anfangen will. Fragen Sie Suschen, ob sie mir mißtraut?“

Raumer warf sich in Forstbergs Arme, und reiste ruhiger nach Hamburg zurück.

Bräutigam und Braut.

Der Geheimerath fuhr mit seinem Sohn nach Hamburg. „Ich liebe das Mädchen nicht, mein Vater," sagte der Sohn noch einmal. — „Sie wissen das, mein Vater!"

„Ein weiser Mann sollte nicht einmal denken, was vergebens zu denken ist. Du bist mit ihr verlobt. Wolltest Du jetzt nein sagen, so kostete mir das vierzig tausend Mark. An Zurücktreten ist nicht zu denken."

„Ich liebe das Mädchen nicht; aber ich willige ein, um Ihnen zu zeigen, daß ich Sohn bin. Nur darum."

„Gut! Dann weiß ich, daß Du mein Sohn bist. Für einen ähnlichen Fall, mein Sohn, hast Du meine Einwilligung vorher. Ich will dann nicht einmal fragen, wer die Braut ist," sagte er noch einmal scherzend.

„Gut denn so!" sagte Alexander sich verbeugend. Sie kamen in Hamburg an, Beide, wie Stake, entschlossen, Jeder seine Rolle ganz auszuspielen.

Der Geheimerath ließ sich bei Stakens auf den andern Tag melden. Staken schlug das Herz. Er nahm noch einmal seine Tochter vor. Er fand sie entschlossen, und er erwartete seinen Feind.

Am andern Morgen fuhren sie hin. Stake erwartete den Geheimerath in der Thür. Er empfing ihn mit unendlich vielen Worten und Verbeugungen. Sie traten ins Zimmer, wo die Mutter war. Auf einmal flog die Thür auf, und Suschen rauschte ins Zimmer, reizend wie ein Engel, in den modernsten Putz gekleidet, mit nackten Schultern und Busen. Sie verbeugte sich gegen Forstberg; aber dem Geheimerath warf sie eine Kopfneigung hin.

„Welch eine höchst geschmacklose Equipage, Herr Geheimerath!“ sagte sie höhnisch. — „Sobald ich Frau bin, will ich mir eine in London machen lassen; denn in der müßte ich mich schämen, zu fahren.“ Der Geheimerath war wie aus den Wolken gefallen. Sie fuhr fort: „Nun was machten Sie denn, mein schöner Herr? Sie haben sich geschossen, höre ich — für eine andere Dame, als mich, höre ich — als Bräutigam schon? Das ist im großen Styl! Ich wollte mich todtlachen, als ich es hörte. Anfangs hieß es, Sie wären ge-

blieben. Ich wollte mich todtlachen, als ich es hörte, ob ich gleich den tragischen Styl nicht liebe. Ich wills Ihnen jedesmal sagen, wie mein Liebhaber heißt, damit Sie nicht etwa Den todtschießen. Mein Herr Geheimerath, welche Gesichter schneiden Sie?"

„Ich erstaune, mein liebes Kind, über die Veränderung, die mit Ihnen —"

„Sie rechneten wahrscheinlich auf ein Lamm, das blöde Bläh sagen, und sich tief verbeugen sollte, wenn Sie die Stirn kraus machten. Aber wir werden uns nicht viel sehen, mein Herr; denn ich wohne hier allein in Hamburg mit meinem Mann."

„Und ich sage Ihnen," hob der Geheimerath an. Sein Sohn fiel ein: „Mein schönes, freundliches Suschen, Sie —"

„Schön, ja! das weiß ich. Ob freundlich, das wird auf Ihr Betragen ankommen. Ich lasse mir nichts vorschreiben. Ich bin reich, das weiß ich jetzt. Ich war ein Lämmchen, das weiß ich auch. Aber jetzt weiß ich auch, welche Ansprüche ich machen kann."

„Alle, alle," rief Forstberg — „alle, reizende Susanne, welche die Schönheit, die Liebenswürdigkeit machen kann!" Er küßte ihre Hand. Sie lachte laut und tanzte zur Thür hinaus.

„Herr Stake,“ sagte der Geheimerath — „Was ist hier vorgegangen?“

Herr Stake zuckte die Achseln. „Sehen Sie, allerliebster Herr Geheimerath, ich dachte, da sie die Gemahlin eines so vornehmen Mannes wird, so wollte ich ein wenig nachhelfen, wo es versäumt war an Suschen. Ich hoffe doch, sie wird Ihnen so recht seyn; denn ein Dutzend junge Kerle, mit denen sie umgeht, sagen mir alle Tage, sie sey ein Engel.“

„Ein Dutzend? Herr Stake! Es wird auf meinen Sohn ankommen, ob er — ob er —“ hier stampfte er mit dem Fuße, und raunte seinem Sohne zu: „Die verdammten vierzig tausend Mark! Ich hoffe, mein Sohn, es ist nichts als Leichtsinn.“

„Ich versprach Ihnen, sie zu nehmen, mein Vater. Ich halte Wort.“

Hier rauschte Suschen wieder ins Zimmer, sie hatte Roth aufgelegt und zwar stark. „Ich habe Lust zu fahren.“ Sie nahm ihres Schwiegervaters Arm, und zog ihn an die Thür. Der Geheimerath rief laut und befehlend: „Ich habe Lust zu bleiben, Mamsel!“

„So fahre ich allein!“ rief sie und hüpfte fort. Der Geheimerath verbot seinem Kutscher durchs Fenster, zu fahren. Suschen wollte

sich todtlachen. „Sie sollen Ihren eigenen Wagen haben!“ rief Forstberg.

„O das versteht sich am Rande!“

„Aber nun liebes Suschen, muß ich Ihnen erklären, da Sie meine Frau werden sollen, wie ich bin. Ich werde Sie in Ihrer Freude nicht beschränken; aber dagegen verlange ich Gehorsam —“

„Von Ihren Bedienten.“

„Von Ihnen.“

„Lachen und Lust und Gesellschaft!“

„Gehorsam!“

Sie stellte sich vor ihn hin, und machte eine tiefe Verbeugung. „Mein Herr,“ sagte sie — „Wir sind für einander bestimmt, das weiß ich. Wir können Beide nicht wieder zurück, das weiß ich auch. Die beiden letzten Artikel des Ehekontracts stehen uns im Wege.“

„Mir nicht, Suschen! Ich will Dich, schönes Suschen, und wärest Du flatterhafter, als die Luft: ich will Dich. Aber ich will Dich schwer machen, wie Blei. Und wärst Du treuloser, als das Wasser: ich will Dich; aber ich will Dich einsperren, bis Du so treu wirst, wie eine Turteltaube. Und wärst Du brennend, wie das Feuer, so will ich Dich; aber ich will Dich so ruhig machen,

wie eine Witwe von sechzig Jahren, so fromm, wie einen Bußpsalm. Ich habe Dich nicht gekannt, schönes Suschen; aber Du kennst mich auch nicht."

„Das ist ja ein Satan," dachte Herr Stake, und er wurde für seine achtzigtausend Mark besorgt. Er winkte seiner Tochter heimlich zu. Der Geheimerath lächelte seinem Sohne Beifall zu.

„Bravo! o bravo!" rief Suschen, die Hände laut zusammenschlagend und sich im Wirbel rund umdrehend. „O ich will Dich, Alexander," rief sie — „denn ich liebe Dich. Aber donnertest Du auch wie der Sturm, wie ein Vier und Zwanzigpfünder, so sollst Du doch vor dem Pfeifenstimmchen Deiner Frau zittern lernen! Ich will das Haus mit Schimpfworten anfüllen, ich will Deine Leute alle vierzehn Tage wegjagen, bis sie lernen, die Frau sey die Gebieterin des Hauses. Deine Gäste sollen schlechten Wein trinken, und meine trinken den edelsten Champagner. Ich will verschwenden, Schulden machen auf Deinen Namen, edler Alexander, bis Du auf den Knieen vor mir liegst und gestehst, ich war dennoch listiger, als Du! Und dann erst wollen wir uns recht lieben. Denn das alles jetzt ist nur Scherz von mir. Hüte Dich vor mei-

nem Ernste! Denn jetzt, wenn ich Dich nicht liebte: müßtest Du doch mein Mann werden, damit ich Dir zeigen könnte, was eine Frau ist, was eine aufgebrachte Frau darf!"

„Was darf sie denn, Suschen, schönes, frommes Suschen? Sieh, und wohntest Du auf den Alpen zwischen gefährlichen Abgründen, oder mitten in den brennenden Wüsten, oder von heulenden Stürmen und wüthenden Meeren umgeben: so wollte ich Dich suchen, so solltest Du mein seyn, um Dir zu zeigen, was ein Mann mehr ist, als ein Weib, um Dich fromm zu machen."

„Alle Teufel," rief Stake heimlich — „hat man so etwas gesehen? meine achtzig tausend Mark!"

Der Geheimerath trat zu seinem Sohn mit Blicken, die erstarrt waren, vor Schrecken.

„Was kannst Du denn, mein Herr und Gebieter?" fragte Suschen, die Hand auf die Hüfte stellend.

„Ich kann schweigen und handeln."

„Das kann ich nicht, aber ich kann mich verstellen, heucheln und handeln. Sage mehr!"

„Ich habe einen Starsinn, den nichts beugen kann."

„Ich habe Thränen und Schmerz, deren Verstellung Niemand erräth."

„Ich kann toben."

„Aber nicht mit einer Weiberlunge, wie ich."

„Ich bin fest entschlossen."

„Ich bin gar keines Entschlusses fähig, und das wird Dich zur Verzweiflung bringen."

„Du kennst meine Standhaftigkeit nicht, Suschen!"

„Die Geduld des Weibes übertrifft sie."

„Ich habe Zimmer zum Einsperren."

„Ich eine Stimme, die man eine Stunde weit hören soll."

„Ich habe Arme."

„Das ist Deine Schande, wenn Du sie gegen ein Weib gebrauchst. Aber ich habe mehr, als alles: ich bin ein Weib. Meine Schande ist Deine; aber Deine ist nicht meine. Bist Du besiegt? Hier ist meine Hand! Nimm sie, wenn Du Muth hast."

Forstberg nahm ihre Hand. Ich nehme sie, Suschen, mein frommes Suschen, und mache ich Dich nicht so fromm, wie eine Küsterfrau auf dem Lande, so sag, ich versteh es nicht, eine Frau zu ziehen."

„Ich habe das letzte Wort, wie es der Frau zukommt!" und mit diesen Worten rannte sie lachend zum Zimmer hinaus.

„Das ist der Teufel selbst!" sagte Stake.

— „Ach, Herr von Forstberg, Sie werden Ihre Noth mit dem Mädchen haben! So ist sie! so!“

„Lassen Sie mich nur sorgen, liebster Herr Schwiegervater! Ich weiß, eine Frau zu ziehen.“

„Sie wollen sie, Herr von Forstberg?“

„Ich will sie, Herr Stake, und jetzt mehr, als je; denn das giebt Unterhaltung, Herr Stake!“

Herr Stake war in Verzweifelung, der Geheimerath nicht minder. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er seinen Hut, und empfahl sich. Sein Sohn fuhr mit ihm.

Da stand Herr Stake trostlos, und schlug die Hände zusammen über den Satan von Menschen, der sein Suschen dennoch wollte. „Aber,“ rief er — „ich lasse es darauf ankommen, Frau! Denn die achtzig tausend Mark zahle ich nicht. Ich glaube, am Ende ist es Verstellung. Sie wollen die vierzig tausend Mark nicht missen. Ich lasse es darauf ankommen, Frau!“

Die Frau sagte sanft: „Wenn es Dein Schicksal ist, Vater, so — seinem Schicksal entgeht Keiner. Ach, und zum Unglück sieht dieser Forstberg gerade so aus, als könnte er mit kal-

tem Blut einem die Gurgel abschneiden. Wenn es denn seyn muß —"

Hier sprang Stake im Zimmer umher. „Laß Suschen kommen. Suschen muß es noch ärger treiben. Das ist ja gar nichts! So eine sanfte, fromme, gehorsame Frau nähme ich selbst."

Suschen kam ganz erschöpft von der Anstrengung, die ihr die Rolle gekostet hatte. „Was soll ich mehr thun, mehr sagen?" fragte sie ihren Vater. Er wußte nichts. „Die achtzigtausend Mark," rief er — „gebe ich nicht hin. Ich will die vierzigtausend nicht haben, nicht einen Schilling will ich haben! Aber die achtzigtausend gebe ich nicht!"

„Armer Mann, ich sehe, wie alles kommen wird," sagte die Frau, um seinen Hals fallend. Er setzte sich nachdenkend in seinen Papageien-Bauer. — —

„Das ist doch ganz erstaunlich," sagte der Geheimerath zu Alexander auf dem Zimmer. — „Wie konntest Du so reden, Alexander?"

„Ich wartete auf Ihre Entscheidung. Die vierzig tausend Mark!"

„Die verdammten vierzig tausend Mark!" Er durchlas den Ehekontract. Er schüttelte den Kopf. Da ist nichts zu machen, mein

Sohn! Wir sind um unsre vierzig tausend Mark!“

„Ich glaube, mein Vater, nein! Das sieht einer Verabredung so åhnlich, mein Vater!“

„Das ist mir sogleich eingefallen; aber wenn man sie fortspielt, diese Rolle; so ist das für uns Eins.“

„Ist das Verstellung, wie ich glaube, so soll der Geizhals zahlen, und ohne Gnade.“

Gut! aber wåre es keine Verstellung?“

„So wåre ich unglücklich; denn solch eine Frau, mein Vater —“

„Keine Frau! ein Ungeheuer! Aber kȯnntest Du mir die vierzig tausend Mark retten?“

„Ich hȯffe es; aber dann, mein Vater, dann wåhle ich künftig. Sie versprachen“

Der Vater stützte den Kopf auf. „Ich weiß nicht,“ sagte er — „es will mir seit einiger Zeit nichts mehr glücken. Der Kapitain — Dein Mȯrder, und so viel anderes! Aber rette mir die Summe, Sohn!

„Ich will; aber, mein Vater, dann will ich wieder, und will so fest, wie dieses.“

Am andern Morgen fuhren sie wieder zu Stakens. Suschen war nicht da. Stake trat zu dem Geheimerath und sagte: „Ich kann denken, allerliebstes Freundchen, welchen Eindruck die gestrige Szene auf Sie gemacht

hat. Das Mädchen ist nun so. Wenn Sie wollen, so will ich den Ehekontract zernichten."

„Liebster Mann, goldner Herr Stake," fing der Geheimerath an; aber sein Sohn fiel ein: „Zernichten? wie? Die Lust, mein theurer Schwiegervater, lassen Sie sich vergehen! Sie ist meine, nicht meines Vaters Braut. Suschen wird meine Frau, dafür stehe ich Ihnen. Wo ist sie? Ich habe das Aufgebot bestellt. Ich hoffe, Sie werden keine Einwendungen machen, Herr Stake!"

„Ich, im geringsten nicht," sagte Stake mit großer Angst. Forstberg ging hinaus, um Suschen zu holen. Der Vater folgte.

Auf der Treppe sagte Herr Stake: „Sie müssen überlegen, Herr von Forstberg. Suschen ist schlimmer, als Sie denken."

„Herr Stake," sagte Forstberg, mit einer starren Kälte — „wenn Sie meiner Verbindung mit Ihrer Tochter das geringste in den Weg legen: so — so — mein Herr, so zittre ich für Sie und mich. Dem Schicksal zum Trotz, soll sie meine Frau werden. Ich habe mehr überwunden, als das! glauben Sie mir, Herr Stake! Vor einiger Zeit träumte mir, ich kann Ihnen nicht sagen, wie lebendig, daß eine Stimme, die noch in meiner Seele erklingt, mich ermahnte, die Verbin-

dung mit Suschen abzubrechen; denn, würde Suschen meine Frau: so wäre ich bestimmt, Ihr Mörder zu werden. Das habe ich überwunden, das, Herr Stake! Suschen wird meine Frau, oder Sie zahlen die achtzigtausend Mark!"

Hier ergriff Stake des Jünglings Hand, der ihn furchtbar kalt ansah, und rief: „So gehen Sie zu allen Teufeln! Ich zahle die achtzig tausend Mark, wenn ich muß!"

Er flog die Treppe hinab, und Forstberg hinterher. Er rannte mit wilden Blicken im Zimmer auf und nieder, und rief einmal über das andere: „Ich bin ruinirt! Ich verliere mein Vermögen! Ich muß zahlen!"

Der Geheimerath war erstaunt. Aber Forstberg war unerbittlich. Er ließ sich nicht ein Mark abdingen.

„Nein," rief er betäubt — „ich kann nicht. So nehmen Sie meine Tochter, und was das Geschick verhängt hat; denn —"

Forstberg sprang hinauf. Er holte Suschen. „Sieh, Suschen, Dich habe ich endlich erobert. Du bist meine Frau mit allen Deinen Fehlern, sanftes Suschen! Und nun damit nichts wieder dazwischen kommt: so laß ich mich heute noch mit Dir auf meines Va-

ters Gute trauen. Sie erlauben mir Ihren Wagen, Vater!"

„Ich will nicht!" rief Suschen in ihrer Rolle. — „Heute will ich nicht! durchaus nicht!"

„Suschen, ich will Dich Gehorsam lehren, wie ein Mann!" Er hob das Mädchen auf seine Arme, um sie hinauszutragen.

„Denk an Deinen Mörder!" sagte die Frau zu Stake. Da stürzte er hinzu, und riß Suschen von Forstbergs Arme. „Ich schlage Ihnen mein Kind ab!" rief er wüthend — „Ich zahle die achtzig tausend Mark! Und dann fahrt zum Teufel!"

„Aber auf der Stelle!" rief Forstberg, eben so wüthend — „In zwei Stunden ist Suschen meine Frau, oder in zwei Minuten zahlen Sie mir das Geld! Sie kennen mich noch nicht, Herr Stake!"

Stake ging in seine Vestung, zog mit Herzpochen ein geheimes Fach hervor, seufzte, und zählte Banknoten. Er zeigte auf die Banknoten; denn er konnte vor Schmerz nicht reden. Forstberg zählte mit großem Ernst, nahm seine Banknoten zusammen, sagte: „Adieu, schönes Suschen!" und verschwand, nachdem Stake den Heirathskontract, den der

Geheimerath ihm gab, in tausend Stücken zerrissen hatte.

„Geht zu allen Teufeln!“ rief er dem Geheimerath nach, der ganz erstaunt sich empfahl. Der Sohn war schon fort. Der Geheimerath fuhr nach Hause.

Forstberg lief sogleich zu Raumern. Er sprang an seinen Hals. „Hier sind die achtzig tausend Mark, Raumer! Wenn Ihre Heirath etwa Schwierigkeiten findet, so gleichen Sie sie damit aus. Eilen Sie, so lange Herr Stake noch in Verzweiflung ist. Grüßen Sie Suschen, und seyn Sie glücklich!“

Raumer stand da, als käme er eben aus dem Schlafe. Er sah auf die Thür, durch die Forstberg verschwunden war, dann auf die Banknoten, die er in der Hand hielt. Endlich lief er zu Stakens. Er gab das gewöhnliche Zeichen. Suschen ließ ihn hereinschleichen. Er sagte ihr schnell, was er brächte. Er schrieb seinen Namen in den Ehekontract, unterschrieb, untersiegelte, und dann ging er zu Staken ins Zimmer.

„Ach,“ rief Stake — „Was ist? Gehen Sie zum Teufel, Herr Raumer! Woher kommen Sie denn? Was wollen Sie? Gehen Sie zum Teufel!“ Er tobte wüthend im Zimmer umher; Raumer wartete.

„Nun was wollen Sie, Herr Raumer? Sind Sie wieder reich?“

„Ja! nein! lieber Herr Stake, wie Sie es nehmen wollen. Ich habe hundert und achtzig tausend Mark im Vermögen, wohl noch mehr, wenns Glück gut ist. Sehen Sie, Herr Stake: Sie nahmen mir ein hübsches Sümmchen, aber Ihre Tochter nahm mir noch mehr, mein Herz!“

Hier flog Susanne ins Zimmer, und in Raumers Arme. „Vater,“ rief sie — „dieser ist der Mann, den ich mir nun ausgesucht habe. Er hat —“

Aber nun entbrannte auch die Flamme des Zorns in Stakens Brust; denn nun hatte er einen Gegenstand. Er verwünschte seine Tochter, er wollte Raumern zum Zimmer hinauswerfen.

„Können Sie,“ sagte Raumer, mit großer Ruhe — „aber auf den Fall, so steht hier in meinem Ehekontracte, den Sie unterschrieben und besiegelt haben, zahlen Sie mir hundert tausend Mark.“

Da erstarrte Stake aufs neue. „Geben Sie mir,“ rief er — „den Kontract einmal!“

„Lieber Herr Stake, wenn ich auch nichts von Ihnen gelernt habe, so habe ich doch das gelernt, daß man nichts schriftliches aus der

Hand geben muß. Eine gerichtliche Abschrift will ich Ihnen machen lassen, wenn Sie das Geld daran wenden wollen. Aber, Herr Stake, noch eins! Geben Sie mir Ihre Tochter, ohne einen Mark Mitgift: so schaffe ich Ihnen die achtzigtausend Mark wieder, die Sie haben zahlen müssen."

Da horchte Herr Stake hoch auf. Er ließ sich auf Unterhandlungen ein. Raumer zeigte die Banknoten, und der geizige alte Herr schlug freudig ein. Denn nun konnte er seine Tochter anbringen, und achtzig tausend Mark dazu bekommen. Das Aufgebot wurde bestellt. Eine Viertelstunde nach der Trauung gab Raumer seinem Schwiegervater die Banknoten, und Herr Stake war fröhlich, wie ein Kind, obgleich er sehr viel mehr seiner Tochter mitgab.

Das Paar war unbeschreiblich glücklich. Sie sprachen Forstbergen heimlich. Forstberg und Raumer schlossen den Freundschaftsbund auf Leben und Tod. „Gott gebe," rief Raumer — „mir eine Gelegenheit, Dir zu vergelten, Forstberg! Und bin ich dann nicht da: so fülle der Himmel meines Suschens Brust mit Haß gegen mich!" — —

Der Geheimerath ging kopfschüttelnd in seinem Zimmer umher. Er übersann die ganze

Begebenheit. Er konnte keinen Zusammenhang darin finden. Stake wollte nicht, das sah er gewiß; denn sonst hätte er nicht gezahlt. Er begriff nichts davon. Er wartete auf seinen Sohn. „Was war das?“ fragte er, da dieser ins Zimmer trat.

„Verstellung, eine Komödie, mein Vater! Stake wollte mir seine Tochter nicht geben, und doch die vierzig tausend Mark haben. Er ist bestraft!“

„Wenn es so ist: so bewundere ich Dein kaltes Blut. Mich hätten sie fast hintergangen. Du bist achtzig tausend Mark reicher, mein Sohn!“

„Nicht um einen Schilling. Der Vater verdiente meine harte Strafe; aber ich konnte das Geld nicht behalten. Die Banknoten sind das Glück eines armen Unglücklichen geworden.“

„Wessen?“

„Mein Vater, ich habe nie die Menschen genannt, denen ich wohl that. Erlauben Sie —“

„Du bist unbesonnen. Eine solche Summe!“

„Sie war durch Verstellung, durch einen Betrug gewonnen. Sie brannte in meiner Hand. Ich danke dem Himmel, daß ich ihrer los bin.“

„Auch das! Aber nun Alexander, ich darf Dir nicht mehr befehlen; aber rathen darf ich Dir doch?“

„Sie haben mir diese Seite des Schicksals ganz überlassen, mein Vater! Sobald ich gewählt habe, bring ich Ihnen meine Braut, oder Frau.“

„Aber Alexander —“

„Kein Aber, mein Vater! Ich liebte das Mädchen nicht, ich war gehorsam, ohne zu fragen. Jetzt aber, mein Vater, soll die Liebe einmal meine Hand verschenken, nicht die Pflicht.“

„Wars nicht Liebe, Alexander, väterliche Liebe?“

„Während die sich irren kann, das haben Sie gesehen. Meine Liebe, Vater, kann so nicht irren.“

Der Vater runzelte die Stirn; aber er schwieg. Doch gab er es gar nicht auf, seinen Sohn nach seinem Kopfe zu verheirathen. Sie gingen Beide mißtrauisch auseinander. „Mir will nichts mehr gelingen!“ sagte der Geheimerath seufzend. — „Wen ich hasse, den lieben sie! Dieser Warnike wieder, und seine verhaßte Frau! Sie sind glücklich und spotten meiner! Ich Unglücklicher!“ — —

Alexander flog nach Dünhof. Er er-

kundigte sich nach Reginen. Sie war verreist mit ihrem Oheim, hörte er. Niemand konnte sagen, wohin. Es war ein tiefes Geheimniß, wohin der Capitain mit Blumens drei Kindern gegangen war; denn Julius, Forstbergs Mörder, war unter ihnen. Forstbergs Herstellung war noch nicht bekannt in Dünhof. Der Vater dankte Gott, daß Julius fort war. Seine drei Kinder waren unglücklich; und doch war er glücklicher, als sein reicher, vornehmer Bruder; denn er liebte und wurde geliebt, und seine drei trauernden Kinder waren unschuldig. So schlug er muthige Blicke zum Himmel, den er nie beleidigt hatte, und in sein Herz floß vom Himmel Zufriedenheit und Hoffnung herab.

Liverpool.

Der Capitain Bloem an Roger.

Gottlob, Roger, Gottlob, daß ich durch ein weites Meer von dem festen Lande geschieden bin! Es ist mir, fahre ich auf meinem Elemente dahin, die Unermeßlichkeit des Himmels über mir, das unbegränzte Meer unter mir, als erhöbe sich mein Herz, als versänke

das Leben mit seinen Seufzern. Da wurde ich ein Held, Roger, in der frischen gesunden Meersluft. Es ging nicht mir allein so; es ging meinen jungen Leuten eben so. Wenn ein Mensch die Unermeßlichkeit vor sich hat: wer mag da noch die kleinen Unfälle des Lebens bejammern?

Wir wollten nach London. Ein frischer Ost trieb uns in den Kanal. Meine Mädchen wußten nicht, daß wir London vorüber getrieben waren, und mein Kain — Ich fürchte, Roger, das Brandmahl des Mords wird nicht aufhören, in seiner Seele zu zucken — bekümmerte sich um gar nichts. Er saß auf dem Verdeck, und sah, die Faust unter das Kinn gestemmt, in den tiefen Abgrund, wie in ein Grab.

Vergiß nur nicht, Roger, mir sogleich Nachricht zu geben, ob Forstberg noch lebt. Eben als wir ins Meer absegeln wollten, bei Brunsbüttel, erhielt ich noch durch einen reitenden Boten einen Zettel mit Bleistift, von meinem Commissionair aus Hamburg, mit den Worten: „Man sagt eben, der Sohn des Geheimeraths Blume lebt noch.“

Ich ging hinab in die Kajüte, wo mein Kain im finstern Winkel saß, und den Bo-

den anstarrte. Ich gab ihm den Zettel. Er schlug das Auge empor auf meins, wahrscheinlich um zu sehen, ob ich ihn betrügen wollte.

„Gott gebe es, Julius!“ sagte ich. Und nun arbeitete ich mit ihm noch einmal das Kapitel über die Hitze der Jugend durch, so daß ich meinen Löwen ganz zahm machte.

„Wenn er lebt!“ rief er mit leuchtenden Augen — „wenn er nur lebt! Mächte des Himmels, so verbannt mich in eine finstre Höhle, wohin kein Ton einer menschlichen Stimme dringt, wo ich das Leben an meinen Pulsschlägen abzählen muß! Ich verlange ja kein anderes Glück im Leben mehr, als das, daß er lebt, den ich liebte und den ich ermordete!“

Er las den Zettel noch ein Dutzendmal. Er wurde heiterer und gesprächiger. Aber da wir über Helgoland hinaus waren, verlangte er zurück zu kehren, um zu wissen, ob Forstberg noch lebe. Das war unmöglich, wir konnten nicht umlegen. Der Wind verhinderte sogar den Versuch. Ich tröstete ihn, wir würden in England schnell Nachricht haben.

Das dauerte einige Tage mit seiner Heiterkeit. Dann verfiel er wieder mit neuer Heftigkeit auf den Gedanken, Forstberg sey todt. Er saß stumm auf dem Verdeck. Ich dankte nur Gott, daß ich ihn aus der finstern Kajüte

an das Tageslicht gebracht hatte. Vergiß nicht, mir sogleich über Leben und Tod Forstbergs Nachricht zu geben.

Doch guter Roger, alles geht durch meinen Kopf wie die Figuren einer Laterna magica. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, wo aufhören. Du mußt also wissen, daß wir Reginen von dem Tode Forstbergs nicht ein Wort gesagt haben. Sie meint nur, er sey ein Ungetreuer. Eben so wenig wußte Clementine etwas von Roger.

Nun laß mich fortfahren. Wir waren über London westwärts hinaus. Es war ein heller Tag. Wir hatten die Küste von Frankreich, wie ein dunkles Gewölk links, näher rechts lag der Felsen von Dower. Meine Clementine las die Beschreibung aus dem Shakespeare vor. In dem Augenblick kam der Steuermann hinauf, und gab mir Nachricht, daß er vergebens mit dem Winde kämpfe. Wir gingen vier große Seemeilen die Stunde. „So halt nach Cap Lezard zu!" rief ich. „Wo ist das?" fragte Clementine. „Südwest bei West!" antwortete mein Steuermann, und zeigte vorwärts in das Unermeßliche.

Bisher hatten wir noch nicht das Land aus dem Gesicht verloren; denn wir waren an der

holländischen Küste weggesegelt. „Nun nehmt von der Erde Abschied, Kinder,“ sagte ich; „denn sie verschwindet nun.“ Sie sahen mich an, und auf einmal dreheten sich die Seegel, die Thaue rauschten. Die Seegel schwellten sich, das Meer brauste am Kiel, und unser Schiff schoß dahin vor dem Wind. Regine heftete traurig den Blick auf die Küste von Frankreich. Clementine sah muthig vorwärts in die graue Ferne. Da sahen wir das erste Segel in der Ferne. Sie zogen die Flagge auf, uns zu grüßen, als sie näher kamen. Die Menschen kamen alle auf das Verdeck, und jauchzten uns entgegen, als sie die Hamburger Flagge sahen, die sie auch führten. „Vivat Hamburg!“ riefen sie jauchzend, da wir Bord an Bord lagen, und streckten die Arme nach uns aus. Wir kamen aus ihrem heimischen Lande. Ich ließ beilegen. Meine Mädchen schluchzten vor Freude, als sie das rührende Schauspiel sahen, das es nun gab. Sie kamen aus der Sierra Leona und Barbados.

Der Capitain war mein Bekannter. Er kam zu mir am Bord. Wir sanken wie brave Seeleute einander in die Arme. Dann flogen wir hinab in die Kajüte, und ich schrieb ein Paar Worte an meinen Bruder.

Dahin flogen sie nun nach dem theuren Vaterlande; wir westwärts. Wir sahen ihnen theilnehmend nach, und aller Gram war über der bessern Freude verschwunden, über dem menschlichen Schauspiel. Julius hatte sich nicht gerührt.

Nun verschwand auch die letzte Wolke am Horizont. Vor uns ging die Sonne in Westen unter, ein Schauspiel, das sie noch nicht gesehen hatten. Der Wind wurde immer mehr Ost. Das Meer war blau wie der Himmel, die Sterne zogen still herauf. Auf einmal blitzte es auf in Osten. Clementine sah dahin. „Was ist das?“ Da tauchte im milden Roth der Mond aus der Unendlichkeit auf, und goß sein sanftes Silber über die Fläche.

„O Vater,“ sagte Clementine, „wie wenig ist das Leben mit seinen kleinen Schmerzen, vor dem Anblick der Unendlichkeit!“

Da faßte ich ihre Hand. „Wohl,“ sagte ich — „Clementine! Wie klein alles! wie klein selbst die Bahn des Mondes, die Bahn der Sonne, die unermeßliche Bahn der Sterne, gegen Gott!“

Wir schwiegen, und sahen den Himmel über uns an, der das Meer umfing. Und wir wenigen Menschen in diesem Mittelpuncte! Eine heitere Ruhe, voll einer bessern Sehnsucht,

senkte sich in unsere Seele. „So fahren wir,“ hob Clementine aufs neue mit sanfter Stimme an — „so fahren wir eine Minute lang auf dem Meere des Lebens, die Sterne der Hoffnung, einer schönern Hoffnung über uns, und versinken dann, eben so leise, und fallen an den Busen einer bessern Natur, als diese vergängliche, an den Busen des Allbarmherzigen. O mein Vater, wie ists mit Roger? Sagen Sie mirs in diesem schönen Augenblicke!“

Da erzählte ich es ihr, ich gab ihr seinen Brief. Sie las ihn bei dem Lichte des Mondes. Sie stand auf, und fiel sanft an meine Brust, und sagte: „Und leise versinken wir dann, und fallen an den Busen Gottes! O mein Vater, Gott gebe dem edeln Jünglinge eine solche Nacht, eine so sanfte Nacht, und eine so sanfte Thräne, wie meine! Ich liebte ihn, ich werde ihn immer lieben, Regine, den Bruder Deines Forstbergs!“

Ich ging hinab, und ließ die beiden Schwestern allein. Als ich wieder hinauf kam, trat mir Regine entgegen. „Wir wollen heiter seyn, mein Vater! Gewiß, das wollen wir! Wir sind nicht unglücklich. Er war nicht schuldig, hat mir Clementine erzählt.“

„Er war nicht schuldig! Er wußte von dem Ringe nichts!“

Sie baten mich Beide, ihnen zu erlauben, daß sie die Nacht auf dem Verdeck zubrächten. „Auch ich, Kinder! Die Nacht ist zu schön, um sie zu verathmen.“ Wir saßen und plauderten, von den beiden Brüdern, von ihrer Liebe, von meinem Bruder. Die Nacht sollte noch schöner werden, Roger!

Auf einmal fiel in der Ferne ein Kanonenschuß. Die beiden Mädchen fuhren zusammen. „Was ist das?“ Noch einer.

Mein Steuermann kam herauf, und rief: „Ein Noth-Signal, Herr!“ Das Schießen wurde fortgesetzt. Sogleich hingen wir alle unsere Laternen aus, feuerten einen Signal-Böller ab, ließen Leuchtkugeln steigen.

„Was ist denn, lieber Vater?“ fragte Clementine sehr lebhaft.

„Still, Kind! still! Es sind Menschen auf dem Meere des Lebens in Noth.“ Da erschütterte wieder ein Kanonenschuß die Luft, und sie wurden nun immer schneller.

Meine Mädchen liefen ängstlich auf dem Verdeck hin und wieder. „Welche Noth denn, Vater?“ fragten sie Beide sich ängstlich an mich hängend. Bum! — — Bum! — —

ging das immer dumpf in der Ferne. Wir sahen den Blitz in der grauen Unendlichkeit.

Ich zählte die Sekunden. „Zwei Meilen, Steuermann!“ rief ich. Wir setzten alle Segel bei, und warfen Leuchtkugel nach Leuchtkugel. Meine Mädchen schluchzten laut. Sogar Julius kam auf das Verdeck, und nahm Theil an der Noth unbekannter Menschen. Auf einmal rief der Steuermann: „Gottlob! Herr, seht, seht!“ Er zeigte nach Norden.

Da sah ich den Blitz, da hörte ich den Kanonendonner, der dem Nothsignale antwortete. Wir flogen mit allen Segeln. Nach einer Stunde sahen wir Licht. Es waren die Laternen des Schiffes. Wir näherten uns mächtig.

„Gott! Herr, horcht!“ rief der Steuermann — „Erbarme sich Gott!“ Wir hörten die Schiffsglocke, wir hörten die Trommel.

„O was ist denn!“ riefen die beiden Mädchen, schluchzend. Das andere Schiff antwortete immer. Wir erblickten auch seine Laternen. Wir sahen die Leuchtkugeln emporsteigen. Immer deutlicher hörten wir die Glocke, die Trommel. Wir hingen mehr Laternen aus; denn wir kamen nahe. Wir konnten jetzt das Geschrei der Menschen vernehmen.

Wir hörten das Sprachrohr schon. Nun waren wir da. Es war ein alter holländischer

Ostindienfahrer, wie gewöhnlich, mit zu wenig Mannschaft besetzt. Ein Leck im Raum füllte das Schiff mit Wasser. Die Pumpen hatten die Leute ermüdet. Der Zimmermann war unterwegs gestorben, mit zehn andern Menschen von der Besatzung. Ich ließ sogleich einen Theil meiner Leute mit dem Zimmermann, der, wie immer, ein tüchtiger Mensch ist, auf den Ostindienfahrer übergehen. Sie pumpten. Das Wasser nahm ab. Mein Zimmermann hieb den Boden auf, kam richtig zum Leck, verstopfte es, und das Leben der Elenden war gerettet.

Nun sanken sie uns zu Füßen, umarmten unsre Kniee Es war eine rührende Szene, die mich sogar ergriff. Leute konnte ich ihnen nicht abgeben. Aber sie erhielten vier Mann von einem Holländer, der nun auch herankam. Wir riefen einander ein frohes Hurrah zu, und Jeder zog seinen Weg weiter.

Meine Mädchen waren so ermattet durch Angst, Erwartung, Schrecken, Freude, daß sie bis an den Mittag schliefen. Auf Julius hatte es eine gute Wirkung gehabt. Er hatte zwei Stunden an der Pumpe mit unermüdlicher Anstrengung gearbeitet. Er schlief ruhig, und erwachte heiter.

Meine Mädchen waren stärker geworden. Sie hatten empfunden, wie viel stärker die Todes-

noth ist, als aller noch so feiner Seelenkummer. Ein Frauenzimmer, eine Deutsche aus Ostfrießland, erzählte ihnen, während wir arbeiteten, auf unserm Verdeck, welch' eine entzückende Freude sie gehabt hätten, wie sie einander trunken in die Arme gefallen wären, wie sie ihre erste Antwort aus unsern Böllern gehört hätten, wie sie die Sekunden mit der fürchterlichsten Angst und mit der allergespantesten Erwartung gezählt hätten, zwischen Blitz und Knall, wie sie mit dem inbrünstigsten Gebet Alle um den Capitain auf die Kniee gefallen wären, da er rief: „Unser Erlöser naht!"

Meine Clementine war wie trunken, da sie gerettet waren. Sie kam selbst auf den Holländer. Sie fiel dem Capitain in die Arme. Sie umhalste die schmutzigen Matrosen, einen nach dem andern. Sie trank mit ihnen den schlechten Genever. Sie fiel unserm Zimmermann zu Fuße, der, seine Axt in der Hand, die gräßlichsten Flüche ausstieß, über die verdammten Geizhälse, die Holländer. Sie war trunken von dem allermenschlichsten Rausche, der Freude am Menschen-Glück. Ich konnte nicht aufhören, das Mädchen an mein Herz zu drücken.

Fortsetzung.

Wir flogen immer nach Westen zu. Sie fragten mich, wo London läge. Ich lächelte. „Wir gehen zu Lande nach London.“ Wir gingen um Landsend, steuerten in den Georgs-Kanal, und warfen endlich vor Liverpool Anker.

Als ich den Fuß ans Land setzte, Roger, übermannte es mich dennoch. Meine beiden Mädchen hingen an meinen Armen. Ich riß mich von ihnen los, und rief: „O! o ich unglücklicher Mensch! Hier bin ich wieder! hier! auf diesem Boden, wo mein Glück wohnte, wo — —“ Sie standen und sahen mich an.

„Nein, Kinder!“ rief ich — „Ich kann nicht mit Euch gehen! Ich kann ja in einer Stunde sterben! Der alte, gewaltige Schmerz könnte mich ja tödten! Ich muß noch einmal den Ort sehen, wo ich das Glück des Lebens fand und auf immer verließ.“ Ich ging an den Strand zurück, und setzte mich auf den Sand nieder. Meine Kinder baten mich, sie mit dahin zu nehmen, wohin ich wollte.

Ich sandte Willem nach Liverpool mit ein paar Matrosen, um Lebensmittel zu besorgen. Sie kamen zurück. Ich ging an Bord. Willem saß gegen mir über, und betrachtete mich mit starren Blicken.

„Herr!“ rief er auf einmal, zu meinen Füßen stürzend, mit zwei Thränenströmen — „hier ist Euer Paradies! hier!“

„Ja, mein treuer Willem, hier ist es! hier! Du hast es errathen! Du sollst es sehen!“

Clementine und Regine schlangen die Arme um meinen Nacken; aber sie fragten mich um nichts. Auch hätte ich ihnen nicht antworten können, so hatte mich die Nähe des magischen Bodens ergriffen. Wir steuerten durch die Felsen. Alle sahen mich an und schwiegen. Ich hatte mein Auge auf den Felsen gerichtet, hinter dem meine glückliche Bay lag.

„Ist denn Niemand von uns glücklich?“ rief auf einmal Julius im wilden Ausbruche eines doppelten Schmerzes, und riß sich an die Gallerie des Verdecks. — „Verdammte Welt!“ Er machte eine fürchterliche Bewegung. Aber dann sank er wieder in seine vorige, nichts sagende Stellung. „Julius, Du erschreckst uns,“ sagte Clementine — „was hast Du uns versprochen?“

Er hob den Kopf auf von seiner Hand, die er auf das Knie gestützt hatte, und sagte mit einem bittern Lächeln: „Die Welt geht so schön, daß wir, wie Lämmer, nichts zu thun haben, als Klee zu weiden. Beim Himmel!

Der Ostindienfahrer sah doch noch das Leuchten seiner Hoffnung, er hörte doch die hoffnungsvolle Stimme der Kanonen. Was sehen wir denn?"

„Ein ruhiges Grab, Bruder," sagte Regine.

„Grab? Wer daran denken mag, der mag sich immer eine frische Brautkrone flechten. Hast Du ihn schon vergessen, den Du liebst: o so magst Du hören, wie unglücklich ich dann bin! Ich habe, den Du liebtest, erschossen, und er war unschuldig und mein Freund."

Da wars heraus. Regine schwankte aufschreiend, taumelte, und schlug zu meinen Füßen nieder. Wir ergriffen sie, wir hoben sie empor. Wir wollten sie beruhigen, da sie wieder zu sich gekommen war, aber sie wollte nichts hören. „O Julius," rief sie — „rede Du! O laßt ihn reden! O Julius, rede!"

„Er hat ihn verwundet, Regine!" rief ich, und hielt ihr den Zettel hin von meinem Commissionär aus Hamburg. Sie las ihn. „Man sagt" rief sie mit Zähnestoßen, so war sie ergriffen — „Man sagt! steht hier: er lebe noch. So kann er ja auch todt seyn!"

„Bedenke, Regine, daß das vierzehn Tage nach dem Duell war. Da heißt: man

sagt! sehr viel; so viel, als es ist gewiß. Der Geheimerath hat in Hamburg so viel Bekannte, daß man so etwas nicht sagen könnte, wenn Forstberg nicht lebte. Bedenke, Regine, daß seine Braut in Hamburg lebt. Die wird doch gewiß wissen, ob er lebt oder nicht."

„Braut?" sagte sie. Dieses Wort knüpfte einen andern Faden in ihrer Phantasie an. „Ach, die Glückliche, wenn sie nun hört, er lebt! Wenn die Götterstimme in das Ohr, in ihre Seele dringt! Er lebt für sie! für sie! O ich wäre schon glücklich, wenn ich nur gewiß wüßte, er lebt!"

Wir erzählten ihr nun das Duell. Ich behauptete mit Gewißheit, er lebe. Sie wurde ruhiger.

Auch diese Szene erschütterte Julius nicht. Er saß wieder in seiner vorigen Stellung, das Gesicht in die Hand gelegt, den Ellbogen auf das Knie gestützt. Willem saß neben ihm, er legte ihm von Zeit zu Zeit die Hand auf den Rücken, um ihm nur Zeichen seines Daseyns zu geben. Aber auch diese Liebe des guten Menschen rührte ihn nicht Der Gedanke, seinen Freund, und seinen unschuldigen Freund, ermordet zu haben, liegt wie kaltes Bleigewicht auf seiner Seele.

Soll ich die Schuld mit Sophistereien von ihm nehmen? Vielleicht könnte ichs. Seine Seele scheint nach irgend einer Stimme zu lechzen, die ihm sagt: du bist unschuldig! So scheint es; denn zuweilen fängt er selbst an mit mir über die Größe seiner Schuld zu spintisiren. Ein Gewebe von Zufällen, nannte er es neulich.

„Zufällen? Julius, ich bedaure Dich," sagte ich. Aber ich höre das Wort Zufall überall ungern. Beim Messen von Schuld und Unschuld ists mir gräßlich. Selbst wenn er lebte, wie ich hoffe, so hast Du noch immer mit dem Himmel einen Mord abzumachen, und mit Dir selbst. Der Himmel ist barmherzig, und eine männliche Reue, die aber, bei diesem barmherzigen Gott sey es geschworen! nicht in Bußpsalmen, und machtest Du sie selbst, nicht in finsterm Versinken über die Schuld, bestehen muß — eine männliche Reue ist die Bezahlung der Schuld gegen den Himmel, gegen Dich selbst! Was Du eben Zufall genannt hast, kann Dich mit Dir wieder versöhnen, und ich bitte den Himmel, daß er es einen freundlichen Engel seyn läßt, den er in der Gestalt eines Zufalls sendet."

Das hatte ihm wohlgethan. Er sann. Dann stand er auf. Er war heiterer und freundlich

gegen seine Geschwister, gegen alle Menschen, besonders gegen Willem. Aber am Abend versank er wieder. „O, wenn ich ihn nur nicht so geliebt, so geehrt hätte!" sagte er mitten aus dieser finstern Dumpfheit mit kaltem Grimm.

Fortsetzung.

Wir fuhren zwischen den Felsen dahin. Es war mir lieb, daß Julius mit seiner Entdeckung zwischen meine Empfindungen sprang. Sie hätten mich übermannt; und was hätten meine Mädchen von mir denken sollen, wenn ich, der weise Alte, so weich gewesen wäre, als ein Mädchen? Wir kamen endlich in die Gegend, wo mein Schiff halten mußte. Ich ließ unsre Betten, Küchengeschirr, Lebensmittel und tausend Dinge auf das Verdeck bringen; denn ich hatte die Absicht, hier ein paar Tage zu bleiben. Das zerstreute mich noch mehr. Wir stiegen in einen Nachen, und fuhren die kleine Bay zwischen den beiden Felsen hinein. Ich gab Willem den Befehl, mit dem Nachen die Sachen, die wir mitnehmen wollen, nach und nach zu holen, und ans Land zu schaffen.

Ich stieg zuerst aus. „Ich will Euch mein kleines Paradies auch zeigen, Kinder," sagte ich mit einer Stimme, die seltsam genug zwischen Schmerz und Muth rang. Ach, Roger, da trat ich hinter den Felsen her hinein. Meine beiden Mädchen riefen laut vor Freude: „O wie schön! wie herrlich!" und ich erstaunte. Denn es war ein Feen-Aufenthalt geworden, der aber wieder in seinen wilden Zustand zurückzukehren angefangen hatte.

Ueberall blühten die Rosen, wilde und edle, zwischen den Felsen, in den Felsen, auf den Felsen. Die Felsen waren hie und da mit Epheu reich bekleidet, und mit hundert andern Kriechpflanzen, die sich bis an die Spitzen hinanwanden, und aus den Felsen Blumenpyramiden machten. Tausend Blumen, alle in der schönsten Blüthe, verhauchten hier Arabiens Wohlgerüche. Das Thal, gegen alle andere Winde, als gegen den Süd gedeckt, hatte ohnehin einen italienischen Himmel; der Regen der Kaskade erhielt es immer fruchtbar. Dort, in dem Halbkreise hoher Felsen, stand ein Wäldchen von schönen jungen Platanen. Dort standen, statt dunkeler Fichten, helle großblättrige Linden.

Der Bach der Kaskade bildete hier ein Bad, von duftendem Gesträuch umzogen, um die

schamhafte Nymphe, die hier badete, noch enger zu verhüllen. Ich blieb am Eingange stehen, und betrachtete diese Wunderwelt, diese himmlische Einsamkeit, welche die unglückliche, treue Liebe geschaffen hatte. Ich hütete mich, rechts zu sehen; denn da stand der Altar mit der Inschrift. Clementine hatte meine Hand gefaßt, und sagte: „Sehen Sie dort, mein Vater, einen Altar!"

Da wendete ich den Blick. Ich ging schnell auf ihn zu. Die paar Worte, die Marianens Hand hieher gezeichnet hatte, waren noch eben sichtbar. „Ach, deutsch, mein Vater!" rief Regine und las: „„Dem edelsten Mann! Den vier und zwanzigsten August!" — „Ihr Geburtstag, Vater!" Da legte ich die Hand über das Auge, das der Thränen nicht mehr mächtig war. „Ja!" rief ich — „den feierte ich hier unter den Segnungen der Hand, die das schrieb."

Da war alles still. Ich setzte mich an den Altar nieder. Auf dem Altar, der ausgehöhlt war, blühete eine hohe Lilie, wie in einem Blumentopfe. „O lieber Vater," sagte Regine, die wieder gut machen wollte — „sehen Sie nur, was darunter geschrieben ist, mit Bleistift: Ein Herz voll Liebe feiert diesen Tag mit Ihnen, Vater!"

„Kind,“ sagte ich — „betrübe mich nicht! Dieses Herz — steht schon seit Jahren still!“ Da umfaßte ich mit einer Fluth von Thränen den kalten Stein, und drückte ihn an meine Brust. Clementine hatte die Stirn schon längst an den Altar gebeugt.

Sie hatte schon alles errathen. Julius stand, finster wie eine Bildsäule, an den Felsen des Eingangs gelehnt, und sah vor sich nieder.

Da kam der Nachen mit unsern Sachen. Ich sendete die beiden Mädchen zur Hülfe hin. Ich dankte dem Himmel, daß ich allein war. Ich ging hinten in den stillsten Felsenkreis, in den Schatten von jungen Zypressen, die ich auch noch nicht kannte.

Auf einmal stieß ich unter den Zypressen auf ein Monument von Marmor. Mich schauderte, Roger! Ich wollte zurückgehen; aber schon hatte ich die Worte gelesen: hier ruht ihr Herz! die an der Vorderseite standen. Hinten stand nichts als ihr Name: Mariane.

O warum, Roger — warum? Nein, ich will die Frage nicht thun, die wie die Klapperschlange ihre Beute erst erstarrt, und dann tödtet; die den Giftzahn in etwas besseres schlägt, als in das Leben, in die heiligste Hoffnung. O warum? warum, Roger?

Warum fiel der Signalschuß von unserm Schiffe in diesem Momente? Ich durfte nur ein Wort sagen, und sie war mein! Warum sagte ich das einzige Wort nicht? Was wollte ich denn noch, ich Rasender? Ein Zauberkreis von Engeln schloß mich ein, und ich stürzte hinaus in ein Leben voll Seufzer. Die Hand des Todes berührte mein Auge und mein Herz; ich fühlte es nicht. Bin ich denn noch nicht zu hart bestraft?

Hier stand ich nun trostlos unter den Ruinen meines Paradieses. Ihr Herz ruht! O wenn ich den Schlangenkreis des Lebens durchlaufe, kann ich dann von einer Minute sagen: das Herz ruht? An der gedankenlosen Kindheit steht die Jugend mit ihren Flammenaltären, der Liebe, der Freundschaft, der Wahrheit, der Poesie geweiht, auf dem Berge der Verklärung; aber auch die Leidenschaften hängen mit ihren Giftzähnen an dem Busen des Jünglings. Da steht der Mann, und kriecht nach Glanz, und feilscht um Geld, und der Greis faßt im magischen Kreise wieder des Säuglings Hand, gedankenlos und sinnenlos wie er. Wo ruht das Herz, als unter dem kalten Grabsteine? O laß mich von nun an mein Auge von dem Leben abwenden, und es auf ein anderes Leben richten, wo der Mensch den

Verklärungsberg nicht wieder verläßt, wo die Flammen auf den Altären nicht von dem Leben verlöscht werden! Laß mich, guter Roger! denn ich habe an ihrem Grabe ja geweint.

Da riefen mich meine Kinder. Sie hatten unter den Platanen eine Hütte gefunden, die uns Alle fassen konnte. Das war die Hütte, welche die Gräfin Dunbar ihrer Freundin Mariane hatte bauen lassen. Ich betrat sie mit einem geheimen, Mark und Bein durchdringenden, Schauer. Alles war geblieben, wie es stand, da sie noch lebte. Die einfachen Möbeln standen noch da.

Hier saß sie, dachte ich, hier flossen ihre Thränen um mich. Ich nahm Besitz von dem Häuschen. Wir machten Feuer im Kamin. Die beiden Mädchen besorgten das Essen. Ich gieng wieder. Ich fand meinen Kain an Marianens Grabe sitzen. Ich war heute so betrübt, wie er. Ich setzte mich stumm an die andere Seite. Von Zeit zu Zeit schlug er das finstre Auge auf, und heftete es auf mich. Dann sagte er: „Wir ruhen auf einem Grabe, Vater!“

„Und wüßtest du, wessen Herz hier ruht!“

„Wessen?“ fragte er kalt.

„Des Mädchens, das ich unendlich liebte.“

Da sprang er auf, sah das Grab, sah mich an. „Warum nicht dieses Herz, nicht meins?“ Er lehnte die Stirn auf das Grab.

Meine beiden Mädchen, die mich gesucht hatten, traten jetzt zu uns, mit einer freundlichen Beschreibung der schönen Einsamkeit.

„So verkehrt ist der Mensch,“ sagte Julius vor sich hin — er steht auf dem Grabe und lächelt. Hier, hier ist die Welt unsers Oheims versunken!“ rief er: „hier ruht seine Geliebte.“ Die Mädchen warfen einen Blick auf das Grab, dann auf mich; und Clementine sank auf meinen Schooß, legte ihre Hand auf mein Herz, und sagte: „Und wir versinken leise an das Herz Gottes!“

Roger, diese paar Worte, aus dem Munde einer Unglücklichen, füllten meine Brust mit Trost und neuem Muth Ja umarmte sie. Regine setzte sich neben uns, und nun erzählte ich ihnen meine Begebenheit mit Marianen. Ich war fertig, und nur Seufzer, leise Seufzer tönten, kein Wort. Wir standen Alle auf. Julius faßte meine Hand, und sagte: „O wenn er nicht todt wäre! Vater, ich wollte mit Dir ewig trauern! War das Billet wahr?“

In dem Augenblick trat Willem mit Briefen ein, die ein Hamburger mitgebracht

hatte. Ich erbrach sie. „Alexander lebt!“ rief ich freudig. Julius stürzte an meinen Hals. „Noch mehr. Die Heirath mit Mamsel Stake hat sich zerschlagen!“ Regine hing an meinem Halse an der andern Seite.

Sieh, Roger, da konnte mein Schmerz der Freude der beiden theuren Menschen nicht widerstehen. Wir ließen unsre Schüsseln unter die Zypressen bringen, und aßen auf Marianens Grabmahle; es war ein Fest einer stillen Freude, eines sanften Schmerzes.

Leise erhob Julius sein Glas, und stieß unvermerkt mit Reginen an. Ich sahs. „Nein, Kinder,“ sagte ich — „stehlt Eurem alten betrübten Oheim keine Eurer Hoffnungen Kommt, wir wollen Alle anstoßen, und heilige Namen dabei nennen. Mariane! Alexander! Leopold! Mein theurer Bruder, Euer Vater!“

Da stießen wir an, und Thränen strömten aus Aller Augen bei diesen theuren Namen. Wir gaben uns die Hände, und — es war wie eine Todtenfeier. Regine sah mich an, mit Blicken, die mir deutlich zeigten, was in ihrem Herzen vorging. Sie wollte fragen, ob sie Hoffnung haben dürfte.

„Glücklich sind wir nicht, gute Regine! Aber er lebt, der edle Jüngling! Er lebt!

Das Wort hat Deinen Bruder aus dem Abgrunde der Verzweiflung gerettet. Aber glücklich ist er nicht. Er hat eine schöne Hoffnung seines Lebens verloren.

„Nein, Vater,“ rief er — „ich bin glücklich! ganz glücklich! Ich gebe alles Andre auf! Das Leben gebe ich auf! Alles! ich bin glücklich.“

„So ist er es allein, von uns Allen, Regine. Ein höherer Schmerz, als das verlorne Glück, hatte sein Herz ergriffen. Danke dem Himmel, Regine, daß Du einen kleinern Schmerz zu tragen hast, den er nicht mehr fühlt. Deine Schwester Clementine trägt Deinen Schmerz, meinen. Wir haben unsere Wünsche nicht erreicht; aber — was sagst Du, Clementine?“

„Wir versinken leise an das Herz des gütigen Gottes.“

Aber das alles half nicht, Roger! Eine Stunde darauf hätte Regine gern wieder nach Deutschland aufbrechen mögen. Die Hoffnung, die eben gesäet war, war schon aufgegangen, gewachsen, gereift, und stand in voller Blüthe. O Hoffnung, Hoffnung! und betrügst du uns tausendmal, wie du thust: so bist du doch die freundlichste Göttin des Lebens! Nein, ich will nicht mit dir brechen,

schöne Göttin! Und sagtest du mir, daß der Staub unter dem marmornen Grabmal in meiner Einsamkeit sich wieder beleben könnte: so will ich dir glauben, wenn's möglich ist, und will sagen, wie ein Kind am Sarge der Mutter: „sie schläft!“

Wir blieben nur zwei Tage in meinem Paradiese. Meine Mädchen, selbst meine sanfte Clementine, verlangten hinaus in das Leben, unter Menschen, wo ihre Hoffnung fest gewurzelt ist. Julius allein, der keine Hoffnung mehr hat, bat mich, ihm zu erlauben, auf meiner glückseligen Insel zu bleiben. „Ich bedarf der Einsamkeit, mich mit dem Leben wieder auszusöhnen, mit dem ein seltsames Geschick mich entzweiet hat.“ — „Gut!“ sagte ich. Mein Schiff lag hier noch vier Wochen, um Waaren einzunehmen. So lange wollte ich in Liverpool bleiben. Willem wollte bei Julius bleiben; aber Julius wollte nicht. Wir fuhren ab, und ein Matrose hatte Befehl, täglich nach Julius zu fahren. Wir zogen nach Liverpool zu der Wittwe meines ehrlichen Shownforth.

Die liebe Frau empfing meine Familie mit einer ungeheuchelten Freude, obwohl Regine sowohl als Clementine nur ein paar Worte englisch wissen. Sie unterhalten sich dennoch.

Gieb mir Nachricht, alter, guter Roger, und halte meine Brüder beide im Auge!

Liverpool.

Capitain Bloem an Roger.

Statt meiner Reise mit meinem Neffen und meinen Nichten nach London, gehe ich Morgen an Bord der Amalie, eines Ostindienfahrers, nach Bombay. Georgi, mein Compagnon, ist todt Die Witwe schreibt mir, daß meine Gegenwart nöthig ist, das Haus auszugleichen; denn sie will nach Europa zurück. Ich habe es Georgi in die Hand versprochen, seine Familie selbst nach Europa zurück zu begleiten. Ich muß Wort halten. Meine beiden Mädchen gehen mit der Frau Shownforth nach London, dann nach Schottland, wo sie ihren Bruder besuchen will, der dort ein reiches Blei-Bergwerk hat.

Dort, in den Hochländern, will Clementine den Ossian lesen. Regine sieht mit Seufzen nach Deutschland zurück. Mein Julius will mein Schiff befrachten, und bleibt zu Liverpool. Das alles ist nun recht gut. Meinem Bruder habe ich geschrie-

ben. Meine Sachen, sollte mir ein Unglück begegnen, sind abgemacht; Du bist Executor des Testaments. Es bleibt so, wie Du es aus meinen Händen hast, bis auf ein paar Legate, die ich noch hinzugefügt habe. Willem, so sehr er auch Julius liebt, geht mit mir. Alles ist fertig. Ein Nordwest weht schon seit drei Tagen; ich hoffe, es soll alles glücklich gehen!

Lebe wohl, Roger! Das ist meine letzte Reise. Ich will alles in Bombay verkaufen, und, ist das Glück gut, in den Armen meines Bruders sterben. Alexander lebt! Die Heirath hat sich zerschlagen! Was nun? Ich gehe an Bord. Wenn Geld das Hinderniß ist, Roger: so hast Du meine Stocks in Händen. Spare kein Geld, das junge Volk glücklich zu machen. Der Geheimerath ist geizig. Wer weiß? Lebe wohl! Morgen früh, ehe meine Mädchen aufstehen, bin ich fort. Der Abschied würde mir das Herz zerdrücken, und ich habe Muth nöthig Ich kann den Schmerz nicht mehr so wegwerfen, als da ich zwanzig Jahre jünger war: ich muß jetzt darin aushalten, als in einem Tornado an der Westküste von Afrika, oder in dem dunkeln Nebel der Tropischen Küste von Amerika. Gott segne Dich! In zwei Jahren bin

ich wieder hier. Meine Familie finde ich in Liverpool wieder. Gott gebe Allen Glück! Lebe wohl! Lebe wohl! Der Morgen dämmert schon. Der Arktur steht auf meinem Wege hoch leuchtend. Es war mein Lieblingsstern, ein schönes Bild des menschlichen Lebens. Er streift am Horizonte über der Erde weg; dann steigt er wieder hoch empor bis über das Zenith; aber nie sinkt er unter die Erde hinab. O Roger! Roger! Wenn der Mensch sich nur von Zeit zu Zeit über die Erde in eine bessere, höhere Welt erhebt, wenn er nur nicht unter die Erde niedersinkt, nicht unter das Leben, nicht wie der Taucher in den Abgrund der Armseligkeit, der Verbrechen! O sey mir gegrüßt, Arktar! Stern meiner Liebe, sey mir gegrüßt! Und Du, Du Freund meiner Seele, Du mein Zwillingsgestirn, mein Roger, lebe wohl! lebe wohl!

Nach zwei Jahren.

Liverpool.

Capitain Bloem an Roger.

Sey gegrüßt, mein Freund, mein theurer Freund! O sey gegrüßt, mein väterlicher Himmel! meine heimische Erde, sey gegrüßt! O alle Reichthümer der Erde, gäbe ich für ein Wort Nachricht, guter Roger, ob sie Alle noch leben, ob sie Alle glücklich sind, Alle! Alle! Denn unter allen Gesichtern, die sich an mir auf- und abdrehen, ist nicht ein einziges bekanntes. Roger, lebst Du noch? O lächle nicht über die Frage! ein Mann thut sie, der dem offnen Rachen des Todes nur durch ein Wunder entgangen ist!

Die Küste von Indien lag vor mir. Ich sah mit freudigem Blick schon die Tengagärten mit ihren luftigen, durchsichtigen Wipfeln, und dazwischen die Hütten der friedlichen, ach so gedruckten Hindu. Gerade um Mittag verließ ich mein Schiff, und schiffte mich auf einer Shilinga ein, die uns vom Lande entgegen kam. „Das Meer geht heute ungewöhnlich hoch, und die Brandung ist gefährlich," sagten die Leute; aber meine Un-

geduld war zu groß, ans Land zu kommen. Willem begleitete mich. Nun schlug das Meer gegen die hohen Seitenwände unserer Schilinga, trug sie bald himmelhoch empor, und schleuderte sie wieder in den Abgrund. Nahe am Ufer faßte eine Welle das kleine Fahrzeug, und warf es mit einer solchen Gewalt an das Ufer, daß es umschlug. Eine Welle faßte mich; denn ich war vom Falle ganz betäubt, und riß mich zurück ins Meer. Mein Willem stürzt mir nach, ergreift mich, taucht unter die Welle, die jetzt wieder ans Land empor stürmt, was er in Otaheite gelernt hat, und so schaffte er mich glücklich ans Ufer.

Man hebt mich in einen Palaukin, und trägt mich in die Stadt. Mitten in der Stadt schlug ich die Augen zum erstenmal wieder auf. Ich war verloren ohne meinen muthigen Willem. Sieh, Roger, und so laß mich fragen: „Lebst du noch, mein Freund?“ Gott gebe es! Die Frau Shownforth ist in Schottland bei ihrem Bruder. Sie hat ihr Haus verkauft. Die Bewohner konnten mir nicht einmal sagen, ob sie mit ein paar Mädchen abgereist sey oder nicht. Briefe fand ich nicht, die mich zurecht weisen konnten. Da sitze ich nun hier, Roger, von allem, was

ich liebe, abgeschnitten. Ich muß die Reise nach Schottland machen.

Sende deine Briefe nach Liverpool, an das Postamt: so erhalte ich sie schnell. Lebe wohl! lebe wohl!

Liverpool.

Capitain Bloem an Roger.

Ich bin noch hier, lieber Roger, und in meinem Leben hat mich die Freude nicht so überrascht, als hier. Ich fodre das Schicksal auf, noch einen solchen Streich auf der Erde zusammen zu bringen. Ehe ich nach Schottland abgehe, wollte ich noch einmal meine kleine Bay besuchen. Ich miethe einen Nachen und fahre mit meinem Willem dahin. Ich gehe zwischen die Felsen hinein, und an der Kaskade sitzt — ich fahre, von dem Schrecken der Hölle ergriffen, zurück — meine Mariane — gerade so, wie ich sie zum erstenmal sah, in dem höchsten Reiz der Jugend, der Schönheit. Die langen Jahre hatten nicht einen Reiz abgestreift.

Da sitzt sie, an ihrer Brust ein Kind, das schlummert.

Ich stand da eingewurzelt am Boden. Je mehr ich meine Blicke auf sie hefte, desto ähnlicher wird sie sich. Ich zittre, ich erblasse. Ich sehe um mich, ob ich träume, ob ich wahnwitzig bin. Ich schrie endlich auf: „Mariane!"

Die junge Frau, die mich mit Unruhe betrachtet hatte, springt bei meinem Geschrei auf, und geht den Platanen zu.

„Siehst du etwas, Willem?" fragte ich.

„Ein junges schönes Weib, die Ihr erschreckt habt, Herr!"

So ists kein Traum, rief ich, und eile auf die Platanen zu, und entgegen stürzt mir — Julius, und hängt mit einem Freudengeschrei an meinem Halse. „Oheim, Vater, Theurer, Geliebter!" und welche zärtliche Namen er alle hervorstieß. Aber wie Blei hing er an meinem Halse; ich konnte ihn nicht abschütteln. „Wer war die Frau?" fragte ich zitternd.

„Meine, Vater! meine! die Tochter Ihrer Mariane."

„Die Tochter? die Tochter?" Da endlich drängte ich mich bei ihm weg, und flog der Hütte zu. „Es ist mein Oheim!" rief Julius, und Mariane — so heißt sie nicht; Ferdinandine heißt sie nach mir — Fer-

dinandine sank zu meinen Füßen. „O, o, mein Oheim, mein Vater!“ rief sie schluchzend, „hier in dem Heiligthum meiner Mutter, in dem Heiligthum ihrer Liebe segnen Sie mich!“

Da legte ich die zitternden Hände auf ihr Haupt, und rief: „Mariane! schau aus deinen Himmeln, und sage mitten in deiner Seligkeiten Fülle: „die Erde hat auch glückliche Menschen! O meine Tochter Ferdinandine, o mein geliebtes Kind! Julius Frau? und schon Mutter? oder bist du Witwe? wie ist es? denn das alles ist, fürcht' ich, noch immer ein Traum. Ist das dein Kind, Julius?“

Er nahm das Kind auf den Arm, brachte es mir, und sagte: „Segnen Sie Ihren Enkel! Es ist mein Sohn!“

Sieh, da stieg die Freude bis zum Himmel. Ich fragte nun, und er fing an zu erzählen, und ich staunte immer mehr. Lies die Briefe, die Julius von hier aus an seinen Freund Debord schrieb, und ich kann die Mühe mir ersparen, die langen Briefe abzuschreiben, die dennoch verwirrt werden würden; denn mir geht der Kopf um vor Freude und Schmerz.

Diese Ferdinandine ist so sehr das Bild ihrer unglücklichen Mutter, daß ich tausend-

mal in einem Tage sie beide verwechsele, sie Mariane nenne, sie an den Tag erinnere, da ich sie aus den Händen der Schleichhändler rettete. Sie zaubert mir mein verlornes Glück vor die Augen hin, und dennoch bin ich glücklicher, glücklicher, als ich je gewesen bin. Denn Marianens Tochter lebt, sie ist meines Julius Weib. Das alles wäre ja nicht, wäre ich glücklicher. So schafft sie meine Thränen, und verwandelt sie sogleich in Freude. Sie bringt den Schmerz in meiner Brust hervor, um die feinste Wonne daraus zu machen. Ich kann keinen Wunsch thun, den sie nicht zerstört, den ich nicht den Augenblick bereuen muß. Ich habe meine Mariane wieder gefunden! Ich liebe sie doppelt, als Vater jetzt. O, Roger, Roger! Wie bereue ich jetzt jedes Wort, das ich gegen den gütigen Himmel ausgestoßen habe! Wir lächeln, wenn der Schmerz schon neben uns steht, wir seufzen, wenn das Glück schon die Arme nach uns ausbreitet. Doch lies, lies, und dann, dann wer das Wort Zufall wieder in Ernst nennt, der hat es mit dem glücklichen Capitain Bloem zu thun.

Selbst Clementine hat nicht einmal Recht. Wir versinken 'nicht auf dem Meere des Lebens. Engel streuen die Blumen der himmli-

schen Freude in dieses Leben, und kann das Herz aus Staub die zu schöne Wonne nicht mehr tragen: so schlägt ein Engel die Arme um uns, und trägt uns empor in die Himmel der Himmel. Amen! Lies, sage ich, lies!

Liverpool.

Julius Blume an Franz Debord.

Fortsetzung.

Wir standen früh auf, und unser Oheim war fort, schon die Nacht nach Ostindien gereist. Wir waren untröstlich, daß wir ihn nicht noch einmal gesehen hatten. Wir gingen an den Strand hinab, und Clementine streckte die Arme gen Himmel, und wünschte ihm Glück zu seiner langen Fahrt. Ich übernahm nun seine Bücher, und überall fand ich die Züge seiner hohen Vortrefflichkeit, seiner großmüthigen Menschlichkeit.

Die Arbeit that mir wohl, Franz; denn sie befreiete mich von den Träumen, die mein Herz anfingen so weich zu machen. Die Gräfin Pembrok! Und, Franz, ich war hier nicht an dem Orte, wo sie so leicht zu verges-

ſen war; denn hier, hier ganz nahe bei Liverpool, hatte ſie gelebt, bei dem Grafen Dunbar, ihrem Oheim. Hier war alles voll von ihrer Schönheit, von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrem Geiſte, von ihren Talenten, und laß mich auch das noch hinzuſetzen, von ihrem Unglück.

Unglück? O Himmel! Da haſt Du das ſchreckliche Wort, das mich noch aufreiben wird. Unglück! Sie, die aus den Gefilden des Himmels herabgeſtiegen war, um dem Leben ſeinen Preis zu geben, ſie iſt ſelbſt unglücklich geworden.

Himmel und Erde! ich darf nicht, ich muß nicht daran denken. Der Graf Pembrok, ein alter Politiker, der nicht glücklich iſt, wenn er nicht les grandes entrées hat, der ſein Herz und die Quelle ſeiner Empfindungen um das blaue Hoſenband verkaufen könnte; ein kalter Formaliſt, der das Friedensinſtrument, das der ganzen Erde den Frieden wiedergäbe, nicht unterſchreiben würde, ſollte er ſeinen Namen nicht dahin ſchreiben, wohin die Etikette gebietet; ein Mann, der eine Krone ſchöner findet, als das ſchöne Engelshaupt ſeines Weibes, die ſchlanke ſchöne Geſtalt für einen Hermelinmantel dahin gäbe, dieſer Mann, deſſen Stirn unwürdige, armſelige Sorgen vor der

Zeit mit weißem Haar bekleidet haben, sieht das schöne Mädchen! Nein, Franz, er sieht sie nicht!

O Himmel, ich möchte rasend werden! Er hört nur von ihr reden, als der schönsten Schottländerin; er sendet seinen Haushofmeister, und läßt um die Krone der Schöpfung feilschen. Er erhält ihre Hand. Er bedeckt die Hand mit theuren Ringen. Das Herz des theuren Mädchen beladet er mit Edelgesteinen. Das ist alles, alles, was er mit diesem Herzen machen kann, und sie ist seine Gemahlin.

Sieh, der Teufel schleicht verführend um mich her. Er zeigt mit lockender Hand auf das Paradies. Ein Engländer erzählte mir, daß der Graf gar nicht eifersüchtig sey, und daß ihr Herz sich nach Liebe sehne. „Aber am Hofe," setzte er hinzu — „hat sie nur für einen kalten Gefühllosen den andern zu tauschen. Sie ist ihrem Manne treu geblieben, weil sie noch keinen Mann, sondern lauter Höflinge getroffen hat. — Ihre Phantasie," setzte er hinzu — „hat einen romantischen Schwung. Sie will lieben, sie wird mit ganzer Seele lieben; aber so, eben so will sie geliebt seyn."

Sieh, Franz, da stehe ich in diesen Flammen! Und wenn ich nun dazu nehme, wie sie

in Dresden sich nach mir umsah, ach, mit dem Blicke der Liebe — Franz, ich würde den Menschen zerreißen, der hier lachte. Sie sah sich um nach mir, und die Glut der Liebe färbte ihre Wange. Ihr Auge funkelte, ihr Busen pochte. Sie ist ja an nichts, als an einen Orden gefesselt, an einen Narren von Kerl, von dem sie nichts hat, als den Namen! Sieh, und dieser Name: Frau, Gemahlin, Gräfin, steht mir entgegen, wie ein wildes Meer, wie der Rachen des Todes. O einmal laßt mich, ihr Mächte, die ihr des Menschen Schicksal unerbittlich spinnet, laßt mich einmal an ihren Busen, an ihre Lippen sinken, und dann reißt meinen Lebensfaden ab, und sagt: „Er war der glücklichste der Menschenkinder!“

Sie ist wieder mit ihrem Mann nach Deutschland gegangen, wie wir hieher gekommen sind. O vielleicht ist das Schiff, das sie trug, neben unserm in der Nacht vorüber gesegelt. O heilloses Schicksal!

Sieh, ich weiß, wo ihrer Mutter Gut in Schottland liegt. Stronghill! Meine Schwestern sind in Schottland. Ich reise dahin, sie zu besuchen. Mein Weg führt an den Gütern ihrer Mutter vorüber. Sie kommt in zwei Monaten zurück, um bei ihrer Mutter

zu bleiben. Der Ritter des blauen Bandes, o was hat der mit den Freuden seiner Frau zu thun, welche die heimische Luft athmen will! Was hat er mit Sonne und Mond zu verkehren, die sie von ihren schönen Hügeln auf- und niedergehen sehen will, um ihre Jugend noch einmal vor sich vorüber gehen zu sehen. Er bleibt in Wien. Ich halte mich hier bei ihr auf. Ich gehe Abends in den Park. Ich sehe sie, ich fliege zu ihren Füßen. Sie erkennt mich. Sie schreit auf, sie streckt mir die zitternden Arme entgegen. Ich sinke an diesen Busen, den zum erstenmale die Liebe bewegt. Und dann — dann — O meine Phantasie ermattet in dieser Einen Umarmung. Wer kann die Himmel zählen, die sie mit einem zärtlichen Lächeln vertheilt? Wer? wer? O Franz! Franz!

Sieh, das alles liegt so nahe, so nahe, so fürchterlich nahe! Ich soll ja nach Aberdeen zu meinen Schwestern. Mein Weg führt ja dadurch.

Ich will des Teufels seyn, wenn ich es thue. Hier will ich ruhig bleiben, ruhig, ruhig, sage ich Dir! ich will mich nicht von diesem Steine bewegen, auf dem ich sitze, und

müßte ich mit Moos bewachsen, wie er selbst, und müßte ich fest wurzeln hier, so soll kein Engel mich von hier locken, und riefe sie selbst mich; ich will hier bleiben und in Entzücken und vergeblichen Wünschen sterben.

Denn sieh, als mein Oheim fortmußte, als er mir alles übergab, seine Bücher, seine Papiere, seine Kostbarkeiten, seine Reichthümer, als ich erstarrte vor dem Vertrauen, das er mir bezeigte, da rief ich, ihn umarmend: „O mein Vater, wie viel vertrauen Sie mir an!“

„Wie viel?“ fragte er lächelnd, aber mit einem sanften Ernst. „Julius, wie viel; das will ich Dir sagen. Sieh, Julius, verschwende, zertrümmere, zerstreue alles. Wenn ich wieder komme, bin ich ein armer Mann. Ich werde sagen, er war ein junger Mensch voll wilder Leidenschaft. Und was wars denn am Ende? Nichts, als eine Armseligkeit, die ich entbehren kann. Aber Julius, Julius, jetzt will ich Dir etwas anvertrauen, etwas übergeben, was Du nicht antasten kannst, ohne mein Herz tödtlich zu verwunden. Ich übergebe Dir Deine Ehre, und die Unschuld der Gräfin Pembrok. Sie kommt in zwei Monaten. Das weißt Du?“

„Das weiß ich.“

„Dein Weg nach Aberdeen führt an dem Gute ihrer Mutter weg: das weißt Du auch?“

„Das weiß ich.“

„Das weißt Du? Nun denn, mein Sohn, das ist der Schatz, den ich Dir anvertraue, Deine Ehre, mein Sohn Julius!“

So sprach er, und wenn eines Engels Stimme mich hinüberlockte, und wäre meine Leidenschaft, was sie ist, tausendmal mächtiger, als meine Stärke, und verziehe mir der Himmel schon zum voraus, und — nein, ich will sie nicht sehen! Ich will hier festwurzeln in seinem Paradiese, an dem Grabe seiner Geliebten will ich mich festankern! Nichts soll mich aus dieser Einsamkeit bringen, dem helleuchtenden Tempel seiner Tugend, als seine Stimme, und rein will ich ihm meine Ehre zurückgeben, die er mir übergeben hat.

In der Grab Bai bei Liverpool.

Julius Blume an Franz Debord.

Sieh, mein guter Franz! Meine Geschäfte waren vollendet, meine Schwestern wollten abreisen. Sie baten mich um meine Begleitung. Madam Shownforth lag mir an.

Drei Frauenzimmer ganz allein? Man bat mich, man quälte. Ich wußte nicht einmal eine Ursach, warum ich Nein sagte. „O halte dich fest, mein Herz!“ sagte ich zu mir selbst. Ich blieb bei meinem Nein, und sie reisten allein ab.

Der lockendste Teufel sprach mit der Zunge der Madam Shownforth. „Eine angenehmere Reise müssen Sie nie gemacht haben, Herr Blume!“ sagte sie. — „Wir bleiben erst einen Monat lang in Dumfries, in der schönsten Gegend von ganz Schottland, bei meinem Schwager. Sein Gütchen hat die angenehmste Lage von der Welt, und, da Sie die Jagd lieben — der Gräfin Pembrok Güter mit den lieblichsten Waldungen und vielem Wilde stoßen dicht ans Gütchen meines Schwagers.“

Franz, ich sagte ruhig: „Ich bedaure von Herzen!“ Ich ließ sie reisen. Den Tag darauf bezog ich meine einsame Bai. Ich zog meinen Nachen ans Ufer unter ein Felsendach, und nun richtete ich mein einsames Leben ein, wie ein zweiter Robinson. Ich hatte eine Sammlung englischer Dichter bei mir, meine Flöte, eine schöne Doppelbüchse, das Geschenk meines Oheims, Angeln und Fischernetze. Mir war vor Unterhaltung nicht bange.

Als meine Matrosen, die meine Sachen ans Land schafften, nun fort waren; als ich nun allein war, ganz allein; als der letzte Schall des rauschenden Nachens verschwunden war: o Franz, da saß ich an dem Grabe Marianens, und ließ die Nacht über mich emporziehen. Der Mond zog leise mit seinen Sternen am Himmel auf, der Wind zog die Flügel an, als wollte er die einschlummernde Natur nicht erwecken. Da zündete ich ein Licht an, und setzte es auf das Grabmal. Ich hatte ein Buch ergriffen; ich schlug es auf, und las:

Von ihrem dunkeln Throne streckt die Nacht
Den schweren Zepter aus: Die Welt entschläft! —
Welch Grabesschweigen! — Und welch tiefes Dunkel! —
Vergebens schaut der Blick, vergebens horcht das Ohr!
Die Schöpfung schläft. Des Lebens Pulse stocken! —
Der Welten reges Rad steht furchtbar still,
Den allgemeinen Untergang verkündend.
O laß den Vorhang fallen, hartes Schicksal!
Laß fallen ihn; ich kann nichts mehr verlieren!

Welch eine fürchterliche Wirkung machten diese Worte auf mich, Franz! als ob des Himmels prophetische Stimme sie mir durch die lautlose Stille zugerufen hätte. Das Buch

fiel aus meinen Händen. Ich sprang auf, ich rief mit schrecklicher Stimme, und mit kalten Todesschauern, die eisig durch mein Rückenmark liefen: „Laß fallen ihn! Ich kann nichts mehr verlieren!“

Kein Ton antwortete mir. Die Stille der Nacht umfing mich wieder, und der leise über mich wegziehende Himmel. Aber es war mir, als wollte das Grab, an dem ich stand, sich öffnen; als würde des Entsetzens tödtliches Gespenst mir aus leeren Augen eines Todtenschädels in das Auge voll Leben schauen. Ich taumelte zurück, ich mußte entfliehen.

Ich entfloh in die Hütte; aber auch von hier vertrieb mich der Schrecken, der mich unwiderstehlich ergriffen hatte. Ich schlich, wie ein Verbrecher, an den Strand, um nur eine Bewegung, ein Bild des Lebens, in dem leisen Anschlage der Wellen, zu hören.

Da saß ich, da übersann ich die Schrecken des Todes, die furchtbare Stille des Grabes, da versöhnte ich mich mit dem warmen Leben, da griff ich mit zitternder Hand nach dem Seyn, und nach dem Glücke, welches das Geschick mir auch geben konnte.

Ich haderte nicht mehr mit dem Schicksal; aber ich konnte nicht wieder in die Hütte zurück, als bis in Osten der Morgen das Licht

empor trug. Da ging, und beschloß ich, ehe ich entschlief, demüthig, des Lebens Lust, des Lebens Schmerz zu tragen.

Da hohlte ich mein Buch wieder von dem Grabmahle. Es war the Complaint von Young. Ich las weiter:

Wie könnte ich träumen, was unmöglich ist?
Von ewiger Lust, da alles ewig wechselt?
Von ewger Freude, in der Wellen Sturme?
Den reichsten Teppich von gemahlten Freuden
Verbreitete vor mir mein Mittagstraum,
Lust hinter Lust in schrankenloser Ferne!
Da weckte mich des Todes Schreckenruf.
Ich fuhr empor, und sah, ich war verloren.
Des Wahnsinns reicher Traum war weggerafft. —
Der Spinne dünnster, unsichtbarer Faden ist
Ein sichres Ankerthau dem dünnen Faden,
An den der Mensch das Glück des Lebens hängt,
Den jeder Hauch, ein Athemzug zerreißt.

Lächle nicht, Franz, es that mir wohl, obgleich mir meines Oheims Worte einfielen, daß die männliche Reue nicht in Bußpsalmen, nicht im finstern Versinken über die Schuld, nicht in diesen schönen Nachtgedanken bestehen muß. Er lebt! Alexander lebt! Aber seit dieses Wort mein finsteres Leben wieder mit Licht bekleidete, legte sich nach und nach wieder eine dunkle Wolke auf mein Leben.

„Submit!" sagt Pope. Unterwirf dich!

Mein Oheim sagt: „Es ist etwas größers, als Unterwerfung im Leben da. Sey ein Mann! Laß Dich nicht niederschlagen vom Geschick, sondern kämpfe mit ihm um den hohen Preis: er heißt: Ruhe!“

Ist dieses einsame Leben, das ich führe, Ruhe? Nein, und so — O Franz! ich kann sie nicht vergessen, die ich ewig lieben werde! ewig lieben muß! Aber beim Himmel! Der hohe Preis liegt vor mir, und mein Oheim hat mir meine Ehre anvertraut. Beim Himmel! ich will sie lösen! Lebe wohl!

In der Grab Bai bei Liverpool.

Julius Blume an Franz Debord.

Was war das, Franz? Habe ich geträumt? Giebt es Geistererscheinungen auf dieser wüsten Bai? Und wie kann es anders seyn, sage ich, und schlage an meine Stirn, die das Bild ausbrütete, das mich wahnsinnig machen könnte. Ein Traumbild meines heißen Gehirns, meiner Wünsche! Aber, kann der Himmel solche Wunder thun? Rede! Denn es war nicht Mitternacht oder Abend, wo Schatten und Licht zusammen läuft in der Natur und in un-

serm Innern, und Gespenster schafft. Es war ein heller Morgen, wo ich von dem Fischfange in den Felsen zurückkam in meinem Nachen, wo ich so ruhig war, wie die Natur um mich her. Ich weiß ja, was ich thue, ich wußte ja, was ich gethan hatte. Ich ergötzte mich an dem Spiel der Seevögel, und so von den dahin schießenden Möven begleitet, denen ich Brotstücke in die Luft warf, die sie im Fluge holten, fuhr ich langsam zurück, an gar nichts denkend. Meine Seele war ein glatter, ruhiger Spiegel, an dem der Strahl der Zauberei, eines Gespenstergaukelspiels nicht haften konnte, und doch ist es ein Gaukelspiel. Aber wessen? wessen? Meines Kopfes? Das kann nicht seyn! Des Himmels? O wäre es, könnte der Himmel — Wohin verirre ich mich in wahnsinnigen Wünschen?

Und doch sehe ich mich jetzt wieder furchtsam um, und horche von dem Briefe weg, und jedes fallende Laubblatt bringt mich zum zittern.

So höre! Ich fahre mit meinem Nachen an den Felsen weg in den engen Eingang der Bai. Ich gehe ruhig der Hütte zu mit meiner Jagdbeute. Da sehe ich jenseits des Baches etwas fremdes sich bewegen, was ich nicht erkenne. Ich sehe, ich schaue, und will

mir nicht glauben, daß es eine menschliche Figur ist, die dort unter den Zypressen am Grabmahle sitzt. Wie soll auch ein Mensch hieher kommen? Ich hätte ja im Eingange den Nachen sehen müssen, und doch sehe ich etwas weißes sich bewegen, das einem Menschen gleicht. Leise schleiche ich in die Hütte, stelle ans offne Fenster den Tubus, und sehe dicht vor mir eine Mädchengestalt sitzen, am Grabmahle, die liest.

Ich erschrak; denn ich rechnete auf keine Mitbewohner meiner Einsamkeit. Auf einmal hebt sie das Gesicht auf, und ich erstarre; denn vor mir sitzt die Gräfin Pembrok. Sie, die Gräfin Pembrok! War es ein Gaukelspiel meiner Phantasie, so mußte der Tubus, das Werk der Kunst, es zerstören. Die Phantasie konnte die Gestalt dahin mahlen auf die Fläche der Luft. Aber kann denn ein Lichtstrahl, dessen Sonne die Phantasie ist, durch Glas dringen, sich brechen, nach allen Gesetzen der Optik? Sieh, und sie stand vor mir, so lebendig, so fest, als wäre sie es selbst.

Ich erkannte, als ich ruhig genug war, wieder hinzusehen, die kleinsten Züge ihres Gesichts, den Einband des Buchs, in dem sie las, ein Medaillon auf ihrer Brust, die Far-

be ihrer Schuhe, das Muster ihrer Spitzenhaube.

Was mir sogleich einfiel, war: sie ist hier auf dem Gute Dunbars, sie kennt die einsame Bai, sie hat sich hieher fahren lassen, um das einsame Herz hier noch einsamer zu machen.

Das fiel mir ein. Ich betrachtete sie noch immer, mit meinem Herzen, mit meinen Wünschen kämpfend, die mich gewaltig hinzogen, gewaltig! Ich war außer mir. Ich hörte nichts mehr; nicht die Stimme meines Oheims, der mir des Weibes Tugend und Ruhe anvertraute. O ich wollte sie nur sehen, und dann sterben.

Ich sah hin. Sie stand auf, um zu gehen. Ich ging rasch an den Felseneingang; denn dort mußte sie mir begegnen, wenn sie etwan die Bai verlassen wollte. Aber hier sah ich nichts als meinen Nachen. Rings an dem ganzen Felsengestade sah ich nichts, das einem Fahrzeug ähnlich war. Ich ging nun auf den offensten Theil der Bai, den Zypressen zu, mit immer heftiger werdenden Schauern. Ich trat in die Zypressen, und sah Niemanden. Sie konnte nirgend, nirgend seyn, als hier beim Grabmahle: denn sie mußte ja durch

das ganze offne Thal, vor meinen Augen, wenn sie sich verbergen wollte. In zwei Minuten waren die Zypressen durchstrichen. Ich sah nichts, ich hörte keinen Ton einer Stimme, eines Gangs.

Alles war still und todt. Ich stand ohne Athem da und horchte, und nun konnte ich sagen: die Schöpfung schläft; des Lebens Pulse stocken! In zehn Minuten hatte ich mein ganzes kleines Reich durchirrt, und fand Niemanden. Im Eingange lag mein Nachen quer vor, noch ganz so, wie vorhin. In dem leichten Sande mußte ich ihre Fußtritte finden, wenn sie von hier zu Wasser weg gegangen war. Ich durchsuchte das Haus, ich sah wieder durch den Tubus. Sie war verschwunden.

Sie war es Franz! Franz, sie war es! glaube mir! So sehr konnte ich nicht irren, so onnte mich der Wahnsinn der Liebe nicht täuschen. Es muß einen geheimen Eingang vom Lande her geben; das allein blieb mir noch übrig. Ich stellte meinen Nachen so fest, daß die kleinste Bewegung mir jeden Menschen verrathen mußte. Nun durchsuchte ich die Felsen, Zoll vor Zoll, durchkroch das ganze Thal, hob jedes Gesträuch auf, spähete hinter jeder Ranke des Immergrüns, mit dem die Felsen behangen waren. Ueberall starrte mir die steile,

hohe, glatte Felsenwand entgegen. Nirgend ein Ausweg, nirgend ein Ausweg, wo nur der Fuß einer Gemse hätte fußen können.

Jetzt, da mir an jedem Haar ein Schweißtropfen hing von der Arbeit, fing ich an zu rufen, ich schoß eine Büchse ein Paarmal ab. Kein Ton antwortete als das Echo in den Felsen.

Bin ich noch wahnwitzig, guter Freund? Ich rannte wie ein Verzweifelter auf und ab, vom Strande in die Hütte, von da an das Grabmal, von da zu der Kaskade. Ich sah hinauf, ob's nicht möglich wäre, da herab zu kommen. Unmöglich! Ich untersuchte das Grabmahl, den Altar, das Haus, ob irgend sich ein Ausgang wollte erspähen lassen. Meine Mühe war vergebens.

Ich fuhr den Abend noch nach Liverpool. Ich hörte nicht ein Wort von der Gräfin Pembrok. Ich ging nach dem Sitze des Grafen Dunbar, mit dessen Haushofmeister ich bekannt bin. Der Graf Dunbar war vor vierzehn Tagen erst dagewesen, und nach London gereist. Er hatte Briefe gehabt von der Gräfin aus Wien. In zwei Monaten erwartete man sie in London.

Nun denn, Franz! Nun denn?

Gesehen habe ich sie! und doch ist sie in

Wien! Himmel! Himmel! — Doch ich will lieber schweigen. Aber welche Wunder hat nicht die Liebe — — Wundersam! daß wir lächeln, wenn von einem Wunder die Rede ist, wir, die wir von Wundern umringt sind? hast du die Kraft des Geistes gemessen? hast du? und wenn du hast, hast du die Kraft des Geistes gemessen, der sich eben von den Banden des Lebens losgerissen hat, wie ein Embryo von den Banden des mütterlichen Schooßes, und nun auf einmal Kräfte hat, die ihm vorher fehlten? hast du? Wenn sie todt wäre! Ich glaube selbst nicht daran, Franz; aber doch spricht etwas in meiner Seele, etwas Wundervolles, dem ich keinen Namen geben kann, das wie eine unkörperliche Gestalt erscheint, verschwindet, und bei dessen Gefühl Todesschauer mich durchzucken.

Ich habe meine Untersuchung aufs neue angestellt, und nicht einen Strahl des Lichts in diesem Wunderdunkel gefunden. Ich habe sie gesehen, schwör' ich. Und dennoch will mir's manchmal bedünken, als wäre es ein Traum, auf dessen Umstände ich mich nicht mehr besinnen kann. Gesehen habe ich sie, Franz! Und ich weiß jetzt, wie ein Mensch wahnsinnig

werden kann, wenn er immer suchen muß, und nie finden kann. Gesehen habe ich sie, sey sie es selbst, oder die Täuschung eines Rasenden! Lebe wohl!

N. S. Ich sehe den Ort mit Schaudern, wo sie saß, als ergriffen mich dort Geisterarme, als rauschten dort Geisterstimmen. Furchtsam bin ich nicht, das weist Du. Wozu das, und doch kann ich meine Blicke nicht von dem Orte abwenden.

Liverpool.

Julius Blume an Franz Debord.

Ich bin in Liverpool, guter Franz, der Gespensterfurcht zu entlaufen. Lächle Du, so viel Du willst! Der Himmel sey mit Dir! Ich lächle selbst; aber nur mit halbem Herzen. Ich zittre jetzt vor dem Leben; denn welche Schrecken liegen nicht in der geistigen Natur des Menschen verborgen, die nur zuweilen im Fieber erwachen! oder im wilden Wahnwitz! Und fast bin ichs! Fast bin ich wahnwitzig!

Denn ich habe sie noch einmal gesehen, sie, die Gräfin Pembrok. Ich war den Tag bei

dem Haushofmeister des Grafen Dunbar gewesen. Er hatte Briefe aus London von seinem Herrn. Die Gräfin liegt in Calais krank. Die Gräfin Dunbar ist zu ihrer Freundin hinübergegangen. Das habe ich mit meinen Augen gelesen. Der Mann weiß gar nicht, welchen Antheil ich an der Gräfin nehme. Niemand kennt mich. Niemand weiß von meiner Existenz, wenn Du etwan glaubst, es sey ein romantisches Spiegelgefecht, das man hier aufführt, um — — —

In der Morning Post kannst Du den Artikel lesen, daß die Gräfin Dunbar nach Calais abgegangen zu der kranken Gesandtin, der Gräfin Pembrok.

Den Nachmittag kehre ich in meine Einsamkeit zurück. Ich nehme zufällig den Young in die Hand, meine Augen bleiben auf diesen Worten hängen: the vale funereal, the sad Cypress gloom; the land of apparitions! Ich lächelte, daß mir diese Worte so auffielen, über mich selbst, und doch wie bedeutend! Ich hatte das Gemählde zu den Worten vor meinen Augen: „Das Thal des Grabmahls, den dunkeln Zypressenhain, das Land der Erscheinungen! Und nun: o Entsetzen!"

Ist es Zufall: so spielt doch der Zufall sehr

seltsam mit mir. Ich trete in diesem Augenblick vor den Tubus, und die Gräfin schreitet langsam vor dem Grabmahl vorüber, und verschwindet in den Zypressen. Ich stürzte aus dem Hause. Kein Höllenschlund hätte mich aufgehalten. Ich laufe quer über; so behielt ich die Zypressen, wo die Gestalt verschwunden war, beständig im Auge. Ich stürzte hinein, und alles war todtenstill. Ich fand nichts, als Todesschauer, die mich ergriffen. — Das Land der Erscheinungen! Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich verließ noch den Tag die Bai, und wohne jetzt in Liverpool. Aber wohin soll ich fliehen vor der Vergangenheit, die mit wahnsinnigen Blicken vor mir steht, und mir mit den Ketten des Tollhauses droht?

Wäre sie nicht in Calais krank, ich wollte glauben, sie wäre eine feine Buhlerin, lieber, als daß ich hier stehe an dem fürchterlichsten aller Abgründe, aus dem verzerrte Gesichter voll Wahnwitz mir entgegen lachen, in dem ich das Geklirre der Fesseln höre; und doch schwöre ich tausendmal: es ist nicht so! Ich spotte über mich selbst, und halte die Erscheinung für einen Traum, den ich wachend geträumt habe.

Ich will nach Aberdeen. Die Gräfin ist

nicht da, und so lebe wohl! Wer wird mir das Räthsel lösen! Wer?

Grab Bat.

Julius Blume an Franz Debord.

O gütiger Himmel! O ihr Sterne, o ihr Mächte des Himmels! Wo bin ich? Wo? O Franz, Franz! Ich taumle, ich schwanke! Aus des Wahnwitzes unergründlichem Abgrunde hob mich die Freude auf einmal in die Regionen des ewigen Friedens, aus der Finsterniß in den Abgründen des Nichts auf einmal an das Licht aller Sonnen! Die Angst, das Entsetzen zerriß mein Herz, und jetzt zerreißt es die Freude. Nein, Franz, ich kann nicht mehr, ich erliege unter der Bürde des Glücks! Ich will Dir schreiben, die langsame Hand, die mit dem Schneckenschritte der Buchstaben dem Blitzesfluge der Leidenschaft nachkriechen muß, wird mich geduldiger machen, wird den Sturm, der mich auf seinen schnellen Flügeln trägt, beruhigen.

O, so laß Dir in einem Worte sagen — nein, nein! Ich will Dir ausführlich schreiben; denn von jetzt an bis morgen, da die

frohe Stunde des Wiedersehens noch einmal erscheint, sind zehntausend Minuten, die ich tödten muß.

Sieh, Franz, alles, was ich mir sagen konnte und mochte, über die seltsamen Erscheinungen, die ich gesehen habe, stand doch vor meiner Phantasie ein Schreckenbild, unscheinbar, gestaltlos, ein Luftding, das desto schrecklicher war, da es mir alle Geräthe des Selbstmordes vor die Augen führte. „Die Worte, die ich in Young las, waren kein Zufall!“ rief ich. — „Das Leichenthal, der dunkle Zypressen-Schatten, das Land der Erscheinungen! Young schrieb mit der unwissenden Hand das Geschick eines Sterblichen, den er nicht kannte!“

Eine unsichtbare Gewalt zog mich nach dem Grabmahle zurück, dem ich entfliehen wollte. Ich packte zur Reise ein, und dachte an nichts, als an meinen Tod. Denn mir war nichts Gewissers, als daß die Erscheinung mir der Gräfin Tod verkündigt hätte, ihren und meinen.

Nein, ich kann Dir die geheimen Todesschauer nicht beschreiben, die wie kalte, eisige Flammen durch meine Seele zogen. Ich stürzte mich in das volle Gewühl der Menschen; aber ich blieb immer allein! Nun wollte ich

die Nacht abreisen. Noch einmal mußte ich aber das Land der Erscheinungen sehen. Ich fuhr dahin gegen Morgen. Die Sonne ging eben auf. Ich stand lange am Strande, und schaute mit furchtsamen Blicken nach den Zypressen. Ich sah nichts; alles war still. Ich schlich hinter den Felsen weg nach der Hütte zu. Die Thür stand offen. Ich ging hinein, ich öffnete leise die Thür des Zimmers, und blieb auf der Schwelle erstarrt stehen; denn ich sah gegen mir über im Bette einen Menschen schlummern. Gott, ich sah das Gesicht, und es war die Gräfin; aber blühend wie eine junge Morgenrose. Ihre Brust bewegte sich in dem langen Wallen eines ruhigen Schlafs. Im ersten Augenblick verwirrte sich meine Seele zwischen der Wirklichkeit und der Phantasie.

Ich starrte hin mit den Schrecken des Todes; aber so schläft kein Gespenst! Das ist Wahrheit! das ist Wirklichkeit! Ich trat leise einen Schritt näher, dann wieder einen, und sah die Göttin der Liebe auf Rosen schlummern.

Da lag sie, das Haupt sanft gebogen auf dem Kissen. Der Schlaf lag in sanften Wellen auf der schönen Brust, die keine Verhüllung umfing. Der eine Arm bis an die Schulter im Schlaf aufgestreift, lag in schöner Krün-

mung über dem Haupte. Die andere Hand hing unter der Decke hervor.

So stand ich vor ihr, betrachtend, verloren in dem holden Reize der schönen Jugend und der mächtigen Flammenbegierde.

Ich beugte das Knie schon, um die Hand zu küssen, und sie zu erwecken. Es wurde mir gewiß, daß sie auf irgend eine Weise meinen Aufenthalt hier erfahren haben mußte, und daß sie meinetwegen hier sey.

Da fielen mir die letzten Worte des Capitains ein. Er vertraute mir die Unschuld der Gräfin an. „O mein Vater!“ rief ich leise — „soll ich denn, soll sie nie glücklich seyn, weil sie den Namen — nur den Namen eines Tyrannen führt? Ist denn die Liebe nicht mehr, als ein tyrannisches Gesetz; ist des Lebens höchstes Glück nicht mehr, als eine zweideutige Unschuld, die der Philosoph Schuld nennen könnte?“

Aber das Wort Unschuld schlug mein Herz mit einem gewaltigen Schlage. Ich sah sie noch einmal an, und entfloh.

Ich setzte mich auf einen Sitz vor der Thür, und nun kämpfte ich den blutigsten aller Kämpfe, den je ein Herz gekämpft hat. Ich wollte mich, wenn sie zum Vorschein käme, zu ihren Füßen werfen, stumm einen Kuß auf ih-

re Lippen drücken, und dann auf ewig entfliehen. Ich wollte alles — ich wollte nichts. Endlich hörte ich Geräusch im Zimmer. Ich hörte ihre Stimme, die schöne Stimme, die in Lüneburg — Himmel! sie sang ein paar Zeilen, und öffnete dabei das Fenster. Ich sah nur ihre Hand, die das Fenster festhing. Sieh, nun war die große Minute da, und mir sank aller Muth. Ich hätte mich wegstehlen können, wenn ich nicht fürchtete, sie könnte mich sehen. Da hörte ich die Thür des Zimmers öffnen und zumachen. Ich bebte. Da hörte ich ihren Fußtritt rauschen, und sie trat in die Thür des Hauses, ohne mich zu sehen; denn sie wendete den schönen Blick sogleich auf die Kaskade, die von der Sonne vergoldet war.

Auf einmal drehete sie das Gesicht zu mir, der ich erblaßt da saß, und nicht die Kraft hatte, aufzustehen, nicht die Kraft, mein Gesicht von ihr abzuwenden. Sie sah mich erschrocken einen Augenblick an, grüßte englisch; aber nur mit zwei Worten, und ging schnell über den freien Platz weg, mit furchtsamen Schritten, nach den Zypressen zu.

Da konnte ich nicht länger. Ich sprang auf, ich stürzte ihr nach. Ich rief: „nein! nein! und wäre dieser Augenblick der letzte Athem-

zug der Natur: so will ich reden, so sollen Sie mich hören!" Sie ging schneller; aber ich faßte sie, wie sie ging, mit der zitternden Hand am Arme.

Sie sah sich um, sie erkannte mich; denn sie fuhr zurück, nicht vor Schrecken, das sah ich deutlich, sondern vor Erstaunen, mich hier zu sehen. „O mein Gott!" rief sie — „sind Sie das? O höchste Vorsicht! Wie, wie kommen Sie hieher?"

„Der Zufall, das Glück, das Unglück, mein hartes, mein grausames Schicksal!" rief ich verwirrt. Sie erholte sich von ihrem Erstaunen. Sie zog wieder ruhig Athem in ihre Brust. „Unglück? welch ein Unglück? Aber wie? — haben Sie? — Aber wie kommen Sie gerade hieher?"

„Hieher trieb mich — soll ich sagen, ein Engel? O Gräfin Pembrok — o Gräfin — es wäre zu spät —"

„Gräfin Pembrok? Ich bin die Gräfin Pembrok nicht! Ich bin eine Deutsche, ich hoffe, Ihre Landsmännin!"

Der Schrecken der Freude durchbebte mich, Franz, als sie das sagte. Ich sah sie an, mit dem Blicke des höchsten Verlangens, und doch konnte ich nicht fragen, was ich jetzt einzig und allein vom Schicksal zu wissen hatte,

ob sie verheirathet sey. Diese Beklommenheit wirkte so schnell, so fürchterlich auf mich, daß ich kaum athmen konnte. „In Dresden aber?“ stieß ich endlich hervor.

„Ich begleitete die Gräfin nur; aber wie kommen Sie hieher?“ fragte sie freundlich — „in diesen Winkel der Erde, der keinen Zugang hat, den Niemand kennt?“

„O,“ rief ich — „ich habe eine andere Frage, als diese. Von dem ersten Augenblick an, da ein Engel Sie in meinen Weg führte —“

„Es war an dem Flüßchen mit dem prächtigen Namen,“ sagte sie lächelnd.

„O da, ja, da sah ich Sie zum erstenmal! O da, da hätten meine Arme, die das Kleinod des Lebens umfangen hatten, da hätte ich Sie nicht sollen wieder fahren lassen! O da, von da an, stand Ihr Bild, wie das Ziel meiner und aller Lebenden Hoffnung, wie der Preis meines Lebens vor meinen Augen! Wie soll ich Sie nennen, Sie Namenlose! Welch ein menschlicher Name könnte auch einen himmlischen Geist bezeichnen? O da! da, und da, wo ich Ihre Stimme hörte, da sprach jede meiner Freuden mit Ihrer Stimme! O da! da! da! und jetzt! Mächte des Himmels! laßt mich

sterben, ehe ich höre, sie ist eines Andern!“ Das rief ich und stürzte zu ihren Füßen.

Sie wendete das Auge auf mich, sie war gerührt, die Hand, die ich faßte, zitterte, ihr Busen wallte empor. Sie legte nachsinnend die Hand an die Stirn. Ich zitterte immer mehr. „Ha!“ rief ich — „sie schweigt! O mußte mir der Himmel Sie überall zeigen, und da endlich, da, als ich die heiß ersehnte Minute endlich finde, als ich Sie allein sehe, da muß — ich verzweifeln?“

Sie zog die Hand von der Stirn zurück, sie erröthete, sie warf einen Blick auf mich, sie lächelte; aber mit einer unaussprechlichen Wehmuth. „O meine Mutter!“ rief sie auf einmal mit weit ausgebreiteten Armen und mit heftiger Empfindung.

„Sie lebt? Ihre Mutter lebt? Ein neues Räthsel!“

„Meine Mutter? Ach, dort ruht sie lange!“ Sie zeigte auf das Grabmahl unter den Zypressen.

„Mariane?“ rief ich voll wachsender Freude — „Reland heißen Sie? Reland? O Geister des Himmels! Ist das ein neuer Traum? Reland? Sie Ferdinandine?“

Hier wich sie erschrocken zurück. „Wie? Sie

kennen mich? meine Mutter? Um Gotteswillen, wer sind Sie?"

„Ich heiße Blume! Mein Oheim hat an diesem Grabe geweint, das seiner Geliebten Asche bedeckt."

„O Schatten meiner Mutter!" rief sie, und sie lag an meiner Brust. Ihre Arme umfingen mich. Ich drückte nun den Kuß der Liebe auf diese Lippen, die jetzt vor dem Entzücken der Liebe verstummten. „O ist es denn wahr?" rief ich — „heißen Sie Neland? Ist das noch Ihr Name? O Ferdinandine! reden Sie doch! Lassen Sie mich nicht vergehen in der Nacht dieses Zweifels!"

„Ich bin ja Dein!" flüsterte sie, und nun lehnte sie das schöne, mit der Farbe der Liebe und der jungfräulichen Schaam übergossene Gesicht an meinen Busen. Da schwankte die Erde unter mir; da senkte der Himmel sich in meine Seele mit allen Wonnen, welche das Leben hat. Ich hob sie auf, ich trug die Ermattete an das Grab ihrer Mutter. Hier kniete ich an dem Grabmahle, und beugte die Stirn auf den kalten Stein.

„O heiliger Schatten!" sagte ich — Dein Herz kannte das Glück nicht auf der Erde, im Leben! Aber hier knieen Deine glücklichen Kinder! Du, o Du! o laß mich es glauben, Du

in Deiner Engelsgestalt führtest uns zusammen! Du standest uns zur Seite, Du führtest unsre Herzen zusammen! — O Ferdinandine! meine Ferdinandine!" unterbrach ich mich selbst — „liebst Du mich denn? O liebst Du mich?"

„Von dem Augenblick an, da ich Dich zum erstenmale sah. O Du theures Wesen! Wie oft seufzte ich: wie wird er mich wieder finden? und ich sah Dich wieder, immer wieder! Ach, seufzte ich oft an diesem Grabmahle: Mutter, wie wird er mich hier in dieser Oede wieder finden! und nun bist Du auf ewig mein!"

O Franz, o mein Franz, alles Glück, was das Schicksal in ganzen Jahren vertheilt, findet mein Herz in einigen kostbaren Minuten! Wie wir da saßen, Hand in Hand, und ich ihr erzählte, wie ich sie geliebt, mit welcher Inbrunst! wie ich sie gesucht, sie in Dresden gefunden, und auf ewig verloren hatte, durch meinen Irrthum, sie sey die Gräfin. Wie sie lächelnd mir zuhörte, die wundervolle Geschichte meiner Liebe von meinen Lippen horchte, und mir dagegen erzählte, wie sie gehofft, wie sie geliebt, was sie gewünscht hatte, und wie die lange, entzückende Erzäh-

lung von unsern Liebkosungen unterbrochen wurde, von Thränen, vom Jauchzen! wie es mir alles wieder vorkam, gleich einem Traume! wie ich meinen Sinnen nicht traute, ihren Worten nicht. Wie sie selbst wissen wollte, auf welche Weise ich hieher gekommen war, durch welch ein Wunder ich sie hätte finden können! — Wie wir uns so fremd waren, und doch so vertraut! Wie sie bei den Küssen erröthete, die sie mir gab, und sie dennoch gab! Wie wir unaufhörlich das Geständniß unserer Liebe verlangten und gaben!

Wie ich auf einmal aufsprang, und fragte: „Aber Theure, Theure, wie kommst Du hieher? hieher? Gott, jetzt erst komm ich auf die Schrecken, die mir Dein Anblick gemacht hat!“ Ich erzählte ihr, wie ich sie in dem Lande der Erscheinungen gesehen hatte! Sie lächelte. Sie führte mich durch das Zypressen-Wäldchen hinten an die Felsen. Sie zeigte mir den Ausgang: — Felsenstücke, die im Gleichgewicht mit andern hingen, und die ein leichter Stoß der Hand, wenn ein Stein ausgehoben war, in Bewegung setzte. Dann öffnete sich eine Höhle, die den Mechanismus bedeckte. In der Höhle war eine Treppe, die durch den Felsen in die Höhe führte. Oben verschloß ein ähnlicher Mechanismus den zwei-

ten Eingang. Die Gräfin Dunbar hatte durch einen Londoner Künstler den Mechanismus für Marianen machen lassen, die ihre meiste Zeit in der kleinen Einödde zubrachte, bis sie starb.

Sie erzählte mir nun, daß sie vermuthet hätte, es wäre Jemand in der Einödde, bis sie das Haus leer gefunden. So hatte sie sich entschlossen, den Sterbetag ihrer Mutter in der Einödde zuzubringen. „O welche Wunder mußten geschehen," rief sie — „daß wir uns fanden!" Ich verschwieg ihr, daß ich sie schlafend angetroffen hätte.

Sieh, Franz, wir saßen noch immer, und erzählten, und die Sonne sank hinter die Felsen hinab.

Da wollte sie gehen. Ich sagte ihr: „Ferdinandine, Mariane, Deine Mutter ging, und sie war von meinem Oheim auf immer getrennt. O gehe so nicht! Du bist frei, denk ich: ich bins! Bestimme den Tag unserer Vereinigung!" Sie sah mich zärtlich an, und sagte: Ich komme Morgen wieder!" Sie ging.

O Franz, nun ist die Sonne untergegangen, die Sterne haben ihren halben Lauf gemessen, und noch sitze ich hier, und schreibe Dir, und ich schlage wieder die freien Blicke hinauf in die Sterne, und gegen die morgen-

de Sonne, und in eine Hoffnung, die auf einmal wie eine neue Sonne über mein Leben aufgegangen ist.

Und doch fällt mir zuweilen der alte Trübsinn wieder ein. Ich denke, wie? wenn Du nun jetzt erwachtest, und Du fändest Dich in Liverpool, und all Dein Glück wäre zerronnen mit dem Traume! O Franz, gute Nacht! Ich ruhe in dem Bette, das den Reiz ihrer jugendlichen Glieder die vorige Nacht einhüllte. Lebe wohl!

Liebes-Bai.

Julius Blume an Franz Debord.

Sie ist mein, Franz! Sie ist unauflöslich mein, seit acht glücklichen, wonnevollen Monaten schon mein Weib.

Sie kam am andern Morgen. Ich war ihr bis hoch auf die Felsen entgegen gegangen; aber in ihrer Gesellschaft war der Vikarius des Grafen Dunbar, bei dem sie in des Grafen Abwesenheit wohnt, mit seiner Frau und zwei Töchtern.

„Das ist er!“ rief sie von weitem schon. Wir eilten einander in die Arme. Der ehr-

würdige Geistliche kam näher. Er warf ernste, feste Blicke auf mich. „Ferdinandine“ hob er an — „hat uns eine Geschichte erzählt, die so nahe ans Wunderbare gränzt, mein Herr, daß ich selbst — Sie werden es mir verzeihen — Es muß Ihnen selbst daran liegen, daß die Sache bald entschieden wird.“

Wir gingen hinab in die Einöde. Wir setzten uns um das Grabmahl Marianens. Ich erzählte, sie bestätigte. „Sind Sie frei?“ fragte dann der Geistliche — „Meine Pflegetochter ist ganz frei.“ Ich setzte mein Verhältniß mit meinem Vater, mit meinem Oheim auseinander. Ich hatte mein Taschenbuch bei mir, worin Briefe von meinem Vater waren, aus denen unwidersprechlich hervorging, daß ich Herr meiner Hand war.

„Es ist so seltsam,“ sagte der alte Mann freundlich — „daß ich wünschen könnte, ich hätte meine Agende bei mir, um das Paar diese Stunde zu ihrem Bunde einzusegnen. Denn hier steht überall ein Altar der Liebe.“

Ich sprang auf, ich fiel dem Mann mit Ungestüm um den Hals, ich zeigte ihm jetzt, wie reich ich sey. Ich beschwor ihn, ich beschwor Ferdinandinen. Sie gab zuletzt mit einem schönen Erröthen ihre Einwilligung. Die Frau des Geistlichen holte Ringe, die Agende.

Ich flocht von den Rosen, die um das Grabmahl Marianens herwuchsen, den Brautkranz. Die Frau des Geistlichen kam zurück, mit einigen Zeugen, welche die englische Kirche fordert.

Meine Braut sank sprachlos in meine Arme. „O daß ich Dich auch glücklich machte! Du kennst mich nicht, Julius!"

„Er wird nicht aufhören, dem Himmel zu danken, wenn er Dich kennen lernt, mein Kind," sagte der Geistliche.

Ich faßte ihre Hand, und — Franz! Franz! Die Worte des reichsten Seegen wurden über zwei glückliche Herzen ausgesprochen.

Man bat uns, mit nach dem Gute des Grafen zu gehen. Ich schlug es kurz ab, und mein Weib stimmte ein. Wir wollten bleiben in der Einöde, die uns so glücklich gemacht hatte. Man machte nun noch allerlei Anstalten, unsern Aufenthalt bequemer zu machen.

Endlich, als der Abend herauf kam, ging alles, und ließ uns allein. O Franz!

Da standen wir nun, die Glücklichen, glücklicher als die ersten Menschen des Paradieses, in unserm Paradiese; da standen wir, und sahen einander lächelnd an, und weinend vor

des Entzückens höchstem Gefühl. Die Sonne sank nieder, der schönste, stille Abend zog am Himmel herauf, und fand uns noch mit den Thränen der Liebe, und die Nacht mit ihren Sternen fand uns noch ruhend an dem Grabmahle der Mutter, im süßen Gespräch, in der Wonne hohem, reinem Genuß. Da führte ich sie der Hütte zu. Sie folgte mir zitternd, und am andern Morgen weckte sie mich, schon gekleidet, mit einer Stimme, mild, als wenn Zephyr Floren schmeichelt. O Franz! welche Minuten, welche Stunden, welche Tage, welche Monate, da nun die reiche, schöne Natur, die mein war, alle Tage einen neuen Reitz, eine neue Tugend, ein neues Wunder vor meinen Blicken entfaltete! So, o so entfaltete die Natur zuerst die Blüthen des Frühlings; dann die reichen Schätze des Sommers, vor den immer mehr erstaunenden Blicken der Menschen!

O Franz, Franz! der starre Winter vertrieb uns nur zwei Monate lang nach Liverpool. Mit dem ersten sanften Lüftchen bezogen wir sogleich wieder unsre theure, heilige Einsamkeit. O ich möchte, wie mein Oheim, den Felsen rings umher verschließen, keine Stimme wieder hören, als die sanfte Stimme ihrer Liebe und meines Glücks.

O ich Glücklicher, daß ich so allein, so allein mit ihr lebe! O ich Glücklicher! Lebe wohl!

Liebes-Bai.

Julius Blume an Franz Debord.

Hundertmal hab ich angefangen, liebster Franz, Dir zu schreiben, und hundertmal mußt ichs aufschieben. Nun ist die Reihe an mir auch; denn Deine Briefe waren ja nur Empfangscheine der Meinigen. O die Natur, o die reiche, hohe Natur! O stelle die Erhabene auf ihren Thron, dessen Prachthimmel die Unermeßlichkeit ist, an dessen Saume die Fixsterne als Edelgesteine stehen, deren Hofstaat das Leben ist, das um sie her in Millionen Formen athmet, jauchzt, fühlt, denkt; stelle sie neben den Thron des größten Monarchen, wie sie ihre Ordensbänder und Titel vertheilt, ach Titel! in denen der Seligkeit reichste Fülle verborgen liegt! Sohn! Freund! Geliebter! Mann! Vater! und die alle nur für die Tugend zu haben sind!

O Franz, ich bin Vater an dem Busen der Natur geworden! Vater! und Ferdinandine: Mutter! O wer diesen Namen und

dieses Band der Liebe empfangen hat, und er hat dann noch Wünsche — so kaufe er für das Leben, für das Lallen des Kindes, für die Freude, das Kind der geliebten Mutter an den Busen zu legen, der jetzt mehr ist, als der schönste Reitz des Mädchens, das heilige Werkzeug der allmächtigen Mutterliebe: der kaufe dafür, Ehre, Ruhm, Titel, Bänder! Gottlob! Franz, ich kniee an dem heiligen Throne der Natur, der Liebe, des Glücks! Mag der Zufall seine Diademe, seine Kronen, seine Bänder vertheilen, an wen er will: ich denke nicht daran. Und so lebe wohl!

Dein glücklicher Julius.

Dumfries.

Capitain Bloem an Roger zur Fortsetzung.

Hast Du gelesen, alter Roger: so fahre fort! Alle Teufel, Roger, ich wollte, Du könntest Deinen alten Capitain mit seiner baumwollenen weißen Perrücke, und seinem Truthahnsschnabel darunter sehen, wie er umhersetzt von einem zum andern, als ob er den Eiertanz der Freude tanzte; wie er alle Augenblicke die Hand in die Wolken streckt, und

gleich jenem Pharisäer ruft: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin — denn die Freude macht hochmüthig, die Philosophen mögen sagen, was sie wollen. Das Schicksal legt bald eine Walze mit einem Spirituoso, bald ein Sottovoce, bald ein Lamentoso in unser Pfeifenwerk. Ich arbeite jetzt, wie ein schlechter Musiker, mit Pauken und Trompeten, in lauter Siegs- und Triumphmärschen, und dann fällt mir ein, wie nah ich dem Abgrunde gestanden. Dann lege ich wohl die Hand auf die Brust und sage: „Gott sey mir Sünder gnädig!" Aber es geht mir nicht vom Herzen. Ich krähe wie ein Hahn, und schlage die Flügel, und gehe wie **Talma** zu **Paris**, mit stolzen Schritten.

Mein **Willem**, den ich seit meiner Seewassergasterei in der **Schilinga** adoptirt habe, und der sich in seine neuen Kleider und in seinen neuen Stand nicht finden kann — aber, wie es der Bursche macht, das weiß der Himmel — wohl in seines Herrn Freude, springt hinter mir her, und ruft sein Hurra, daß das Haus schallt, und hat mit dem verdammten Champagner, den ich mitgebracht habe, das Haus seit drei Tagen in einer beständigen halben Trunkenheit erhalten, so daß wir zuletzt uns selbst bedienen mußten.

Aber ich muß dir das ordentlich erzählen, sonst findest du dich nimmermehr heraus.

Wie ich denn nun in der Marianen-Bai — so soll sie heißen; denn ich habe sie entdeckt, so gut wie Christoph Kolomb Amerika — die seltsame Geschichte meines Neffen, die du gelesen hast, und die ich oft mit tollen Sprüngen unterbrach, vernommen, wie ich mich satt an seines Jungens Geschrei gehört hatte, der durchaus nicht zu mir wollte, trotz aller meiner Vorstellungen, daß ich sein guter Großoheim wäre, und, wenn Gott gewollt hätte, sein Großvater: da fragte ich denn nach meinen Nichten.

„Sie sind in Dumfries!" antwortete Julius kalt, „bei Madam Shownforth."

Ich machte Anstalt zur Reise dahin. Wir reisten ab.

„Sieh, da fielen denn meine Gedanken auf meine beiden Mädchen. „Wenn ich bedenke," sagte ich: „meine liebe Ferdinandine;" — denn sie ist's, an die ich alle meine Reden wende — „wie viel das Schicksal schon für uns gethan hat:" —

„So kann man dem Schicksal nicht gut mehr anmuthen seyn!" fiel Julius ein.

Ich hätte ihn auf den Mund schlagen mögen; denn ich bin so abergläubig geworden,

als ein Grieche. Ich halte jetzt auf Stimmen, auf Träume, auf Stellen in Büchern, die ich aufschlage. „So" fuhr ich fort „so zweifle ich an Gottes Güte nicht mehr. Ich wollte, der Geheimerath, mein hartherziger Bruder, läge einmal so in meiner Schilinga, und erführe, was die Liebe eines Menschen zu thun im Stande ist! er — o zum Geier! der Henker hohle das bürgerliche Leben, das zwischen Schlaf und Wachen, Essen und Verdauen, Ausgabe und Einnahme, wie ein Postwagen auf einer Chaussee zwischen zwei Poststationen beständig hin und her läuft, bis der alte Wagen in Stücken fällt! Alle Henker, zwischen den Mühlsteinen des Unglücks, und oben auf dem Morgenroth der Freude lernt man Gott fürchten, den Menschen lieben, und tugendhaft seyn! Der arme Mann, dem nie ein Unglück begegnet ist, als daß er nicht Schlag zwei zuweilen gegessen hat! der arme Mann! Wir haben gut sagen! Sieh, ich scheue mich ordentlich, in Dumfries einzutreten. Ich sehe Reginens Auge schon mit der Frage aufblitzen: Wo ist Alexander? und die arme Klementine wird ihre Frage nach Roger nur in einen kleinen Seufzer wickeln, was mir noch weher thut."

Julius lachte. Das verdroß mich ein we-

nig. „Was lachst du, Hasenfuß?“ fragte ich.

„Sie wissen, sagte er: „das Glück ist am Ende nichts als ein kleiner Kitzel der Nerven-Fühlfäden und der Schmerz nichts als kleine Dornstiche. Ein weiser Mann weiß, was er davon zu denken hat.“

Ich sah ihn an, und er lachte noch mehr, auch seine Frau lächelte. Es war etwas räthselhaftes in diesem Lachen, etwas zweideutiges. Ich mochte noch so viel über die Herzen und die Leiden der armen Mädchen philosophiren: Julius kam immer mit Spaß dazwischen. Ich schwieg endlich ganz, und setzte mich auf das Verdeck, und sann dem närrischen Leben nach, das — man mag es betrachten, von welcher Seite man will — das närrischste Stück Arbeit ohne eine Unsterblichkeit ist.

Ich mit meinem Einen Aufschrei des Lebens zwischen zwei stummen Ewigkeiten! die Welt mit ihrem Einen Pulsschlage der Bewegung zwischen zwei stillen, ewig stillen, erstarrten, bewegungslosen Nächten! Ich zähle die Ewigkeit an Ursach der Ursach: dann ist Bewegung allein, was da ist; Nichts weiter! Ich ordne, und Gott ist da in meinem Innern. Die sichtbare, die Sinnenwelt zerstäubt, alles wird

Geist, inneres Leben, der Tod hört auf! Ich bin! ich bin! und bin ewig! — Was ist denn aber das Leben, das mit seinem Schmerz, mit seiner Freude, mich doch fest schließt an seinen Schatten? an sein Nichts? das mir eine andre Welt zeigt, als die der Gedanke füllt, und die Tugend verewigt — eine Welt aus Schmerz und Leid gewebt? Welches der beiden Wunder — denn beide geben sie nichts als Unbegreiflichkeiten — ist wahr? die Sinne? oder der Gedanke? die Ahnung? der kurze Traum, den der Tod schließt? oder Gott, in seiner Hand Leben und Ewigkeit? Die eine Welt ist so mystisch, als die andere. Man wirft dem Protestantismus vor, daß er den Glauben zerstöre, das Leben zu einem bloßen kalten Gewebe von Ursach und Wirkung mache, ohne Leben; man will die Mystik wieder in den Protestantismus einführen. Begreifen diese Menschen, was sie wollen? die Welt muß mir gewiß seyn, soll ich nicht wie ein Wahnwitziger in einer dunkeln Nacht tappen; die Gesetze der Weltordnung müssen ewig und unveränderlich seyn! Kein Wunder muß den Gang unterbrechen! Der ewige, unveränderliche Gang des Lebens tritt an die Stelle der Begreiflichkeit. Wir begreifen nur, weil wir immer dasselbe sehen; denn der Mensch sollte

denken, ordnen, verbinden, sich entschließen mit hellem Licht, mit Sicherheit. Bringt ihr in diesen lichten, hellen Gang des Seyns Eure Wunder: so macht ihr den Menschen wahnwitzig. Mit den Augen sollt ihr lesen, nicht mit den Fingern; im Wachen sollt ihr schauen durch den Verstand, nicht verstandlos im Nachtwandeln. Eure Wunder gehören in das innerste Herz, in die Tiefen der Empfindung, die zur That wird, zur Tugend, die zu Opfern bringt, aber nicht zu blutigen Opfern der Thiere, sondern zu den bessern Opfern der Leidenschaft, der regellosen Begierde, der verderbenden Wollust, des tyrannischen Ehrgeizes, der niedrigen Geldsucht, der lächerlichen Eitelkeit. Diese Ahnung Gottes, dieser Glauben an eine geistige Welt in der sichtbaren, soll nichts an der sichtbaren verändern; sie soll nur das Herz des Menschen erheben, heiligen. An den edlen Thaten erräth man die Mystik, nicht an Euren Systemen, nicht an Euren Worten: und dieser Mystik stand der Protestantismus nie im Wege. Er rettete die Herrschaft des Geistes, und machte die Tugend unabhängig von dem äußern Gebrauch, von der Heuchelei, von der Habsucht des Priesters, und des Tyrannen, welcher Mystik wollte, nicht um den Geist mit paradiesischen Blumenketten an

Gott zu fesseln, sondern mit harten Ketten an den Fuß seines Thrones.

O Roger! Roger! muß denn nicht alles in unserm Verstande wurzeln, selbst die geheime Ahnung von etwas Besserm, von etwas Größerm, als wir sehen? Der Verstand ist ja die helle, unsichtbare Luft, durch die der Glaube seine Lichtstrahlen in unsere Seele sendet. Verdunkle ihn, und die ägyptische Nacht hebt wieder an, wo der Mensch nur bei den rothen Blutflammen der Auto da fe's sich und seine Dolche erblickt! O Roger!

Ich kann nicht mehr schreiben. Ich stütze mein Haupt auf und bete zum Himmel, daß er die ruhige Untersuchung des Geistes schütze; dann wird das Menschengeschlecht die edelsten Güter nicht auf immer verlieren.

Dumfries.

Capitain Bloem an Roger.

Wir lenkten endlich in die Bai von Dumfries. Julius faßte meine Hand, und sagte lachend: „Was ist Glück, was ist Schmerz für einen weisen Mann, wie Sie, lieber Oheim? Ich habe Ihnen manche Kleinigkeiten, die wäh-

rend Ihrer Abwesenheit sich zugetragen hatten, nicht erzählen wollen; Sie werden ja nun sehen." Der verdammte Junge! daß es etwas Fröhliches war, was ich sehen sollte, sah ich wohl; aber was es war, konnte ich nicht errathen. Ich fing aber an, so gewaltig vorwärts zu marschiren, daß er mit seiner Frau nicht nachkommen konnte.

Ich kam in das Haus der Frau Shownforth, und Regine mit einem Kinde auf den Arm trat mir entgegen, gerade so gekleidet, als wäre sie die Mutter des Kindes. Mein Herz wurde beklemmt; ich sah sie von allen Seiten an, die vor Freuden laut aufschrie. Da sah aus dem Zimmer — Alexander Forstberg, und lag in meinem Arme. — „Sprecht!" rief ich mit aller Macht; aber nicht ein Wort mehr konnte ich hervorbringen. Ich zeigte nur auf das Kind. Da kam Julius. Er sah mich zwischen Hoffnung und Zweifel kämpfen. „Die Frau von Forstberg und ihr Sohn Ferdinand. Sie haben zweimal Gevatter gestanden, Oheim!" sagte er.

Siehst Du, Roger, nun faßte der Teufel mich. Ich dachte, Clementine müßte mir auch ein Kind entgegen zu bringen haben.

Ich riß die Thür auf, stürzte ins Zimmer; über Clementine in der allerjungfräulichsten Gestalt und Kleidung sprang mir fröhlich entgegen.

„Alle Teufel!“ rief ich voll Unmuth, und zog sie an meine Brust. „Roger hat mir geschrieben, Vater!“ rief sie voll Freude — „Er liebt mich!“

„Hat er geschrieben?“ schrie ich — „Hat er? Nun es ist doch wenigstens etwas! Etwas, liebste Clementine; obgleich Julius und Regine — — aber —“ Hier zog ich Reginen in meine Arme, dann Alexandern, dann das Kind, das eben so kräftig schrie, als Julius Sohn. Der verdammte französische Windbeutel von Chirurgus! Alle Kinder schreien mich an, wie einen Popanz!

Aber es war mir lieb, daß sie zwischen meine Freude hineinschrieen, und daß die beiden Mütter mit ihnen umherliefen, um sie zu beruhigen, und daß die beiden Väter Mutter und Kinder betrachteten. Ich konnte doch unbemerkt meine Hände falten, und meine Augen wischen.

Die beiden Schwägerinnen hatten sich nun auch noch nicht gesehen, hatten die Kinder noch nicht gegen einander gehalten, und noch nicht die großen Anlagen, die Tugenden, die

Vollkommenheiten der beiden Thierchen gegen einander auf der falschen Goldwage der mütterlichen Liebe, und der eben so falschen, der Höflichkeit, abgewogen. Clementine sprang dann in die Arme der neuen Schwester, nahm den Neffen an ihre Brust. Sie hatten Alle so viel zu thun, daß sie mich darüber vergassen. Ich saß während der Zeit, in der ich Freudenpsalme, und Hallelujas hätte singen und jauchzen mögen, neben der guten Frau Shownforth, die mich fragte, wie mir die Seeluft bekommen, ob ich ohne Stürme und Windstillen davon gekommen wäre.

Aber endlich sprang ich denn dazwischen, und forderte, wie ein habsüchtiger Zollbedienter, meinen Antheil Freude von Allen ein. Sie setzten sich zu mir in einen großen Kreis, legten die beiden Schreihälse an die Brust, voll von Nahrung und Liebe, und nun erzählten sie mir denn von der Güte des Himmels.

Alle Welt, Bruder Roger, wenn ich sehe, die beiden Weiber, und die beiden Väter, wie die Liebe sich auf die Kinder heftet, wie die beiden Kinder der wahre Liebesknoten ihres Lebens sind: sieh, so könnte ich die Frau Shownforth, die noch eine recht angenehme Frau ist, heirathen, obgleich ich sie nicht liebe. Ich wollte wetten, ich verliebte mich

in vier Wochen mit Leib und Seele in die Frau, und in die Zukunft. Der verdamme Franzose! Ich wollte — ich wollte — lebe wohl!

In ein paar Tagen reisen wir nach Deutschland. Denn länger ist Clementine, die, wenn sie ihre beiden Schwestern sieht, auch wohl heimlich Anmerkungen eben so gut macht, als ich, nicht zu halten; obgleich Alexander den Kopf schüttelt, wenn ich mit ihm über seine Hoffnungen von Clementinen rede. Der Himmel erhalte dich! Mein Willem meint, entweder eine gute Seereise, oder ein Weib im Arme; sonst wäre am Leben nicht viel. Ach, er hat wohl recht! Lebe wohl!

Alexander und Regine.

Alexander kam von Dünhof zurück, ohne zu wissen, wo Regine war. In Lübeck wollte er sich erkundigen, wohin der Capitain mit seiner Regine gegangen sey. Am kürzesten glaubte er das in des Capitains Hause zu können. Er traf auf einen Mann, den er nach dem Aufenthalte des Capitains fragte. „Wer sind Sie denn, mein Herr?“ fragte

Roger, der Busenfreund des Capitains; denn der war es.

„Ich heiße Blume.“

„Der Sohn des Geheimeraths?“

„Ja!“

„Auch Forstberg sonst wohl?“

„Ich sehe, Sie kennen mich genau.“

„Vielleicht besser, als Sie denken. Ich kann Ihnen Nachricht über den Capitain geben, wenn Sie bei mir eintreten wollen.“

Alexander trat ein. Ohne ein Wort zu sprechen, zog Roger ein Paket Briefe aus einem Schranke, machte sie auf, und fing an zu lesen. Es waren des Capitains Briefe an Roger. Alexander hörte mit Vergnügen zu. Als er einen Brief gelesen hatte, fragte er: „Soll ich weiter lesen, Herr von Forstberg?“

„Ich beschwöre Sie darum. Ich denke, ich kenne meinen edlen Oheim. Und vielleicht findet sich in den Briefen gar die Aufklärung über eine Unterredung, die ich einmal in Stade mit ihm gehabt habe.“

„Und die Rechnung einer Schuld, mein Herr, die schwer auf Ihrem Leben liegen wird.“

„Einer Schuld? Doch lesen Sie.“

Roger las weiter, und Alexander un-

terbrach ihn zuweilen mit dem Ausrufe: „O, der edle Mann! O, der vortreffliche Mensch!“

Als der Brief kam, der den ersten Besuch des Capitains in Dünhof beschrieb, gerieth Alexander in Bewegung.

„O mein Herr!“ rief er — „Ich kenne die theure Familie.“ Bei der Stelle aus des Capitains Briefe: „Als ich den Namen Forstberg nannte, da überzog die Farbe der Liebe Reginens Gesicht!“ sprang er auf, mit einer heftigen Bewegung, setzte sich aber sogleich wieder.

Nun kam der Brief, der die Begebenheit mit dem Ringe abhandelte, und dem stummen Knaben. Da konnte Alexander nicht länger schweigen. Er rief: „Ist das meine Schuld?“

„Ja,“ sagte Roger — „doch hören Sie weiter.“

„Es ist meine Schuld, ja!“ rief Alexander — „aber wenn Sie mich hören wollen, mein Herr!“

„Sie sollen erst mich hören!“ Roger las weiter, ohne sich an die Bewegungen des jungen Menschen zu kehren, der hier auf einmal Reginens Liebe zu ihm hörte, von der er nichts wußte.

„Dieses,“ hob Roger nun an — „ist ein

Brief von Reginen an Clementinen. Ich verrathe Ihnen die Geheimnisse eines schönen, liebenden Herzens. Ich weiß nicht, ob ich recht thue."

„Sie thun recht, mein Herr; denn diese Regine ist meine Braut."

„Ihre Braut, und Mamsel Stake?"

„War nie meine Braut. O lesen Sie!" Roger las. Alexander schwamm in Thränen.

Er trat zu Rogern und sagte: „O schenken Sie mir den Brief, diesen Brief, und nehmen Sie dafür mein Herz, mein Vertrauen, meine Liebe!" Roger reichte ihm lächelnd den Brief. Alexander drückte ihn an seine Lippen, und saß da, und hörte nicht ein Wort mehr.

Die Briefe mit Warnikens Schicksal überschlug Roger. Nun kam der Brief, wo Regine entdeckt, daß Alexander sich mit der Mamsel Stake verlobt hat. Hier sprang Alexander auf, schlug sich vor die Stirn, nannte sich selbst einen Grausamen, ein Ungeheuer. Er stürzte Rogern zu Füßen, und beschwor ihn, ihm Reginens Aufenthalt zu nennen. Roger las ihm des Capitains Briefe vor aus Liverpool. Der letzte war, wo

der Capitain Abschied nimmt, um nach Bombay zu gehen.

Nun sagte Roger: „Ihr Freund Julius ist in Liverpool, oder in der Bai, die Schwestern sind in Aberdeen. Was wollen Sie dort?“

„Regine ist meine Braut!“

„Und Ihr Vater?“

„Ich bin frei, durch meines Vaters Wort frei!“

Alexander reiste sogleich nach seines Vaters Gut. Er hatte in diesen Briefen, so viel auch Roger milderte, genug von seinem Vater gehört, das ihn bis in die Tiefen seiner Seele schmerzte. Er trat kalt vor den Vater. „Morgen, Vater, reise ich ab!“

„Du? Wohin?“

„Um mir ein Weib zu holen, das ich liebe.“

„Darf ich ihren Namen wissen?“

„Nein!“

„Nein?“

Nein! nein, mein Vater, nein!“

Der Sohn stand bei diesem Nein so stolz da, so frei, daß der Vater fühlte, es hatte etwas die Bande zwischen Vater und Sohn zerrissen. Er fragte sanfter: „Es wäre also nicht möglich, daß Du meinen Rath haben möchtest bei Deiner Verbindung?“

„Nein! nein!“

„Nun denn, sey es, wie es sey, mein Sohn, mein Sohn! Nur sey es keine von meines Bruders Töchtern, die Du wählst!“

„Warum hassen Sie die edelsten Menschen so?“

„Die Edelsten? nach dem, was ich Dir erzählt habe?“

„Die Edelsten, Vater, die edelsten Menschen! Aber das geht mich nicht an, obwohl es mich tief schmerzt, daß mein Vater Menschen haßt, die ich zu lieben, zu ehren so verbunden bin.“

Hier fuhr der Vater auf.

„Mein Vater,“ sagte Alexander mit einem scharfen, aber tief betrübten Blick — „Sie haben zwei Brüder verloren, eine Gattin; ich will nicht wissen, wodurch. O daß mein Schicksal es mir auf ewig verbergen möchte, wodurch mein Vater zweier Brüder Herzen, und das Herz einer Gattin verlor! Aber, mein Vater, Sie haben noch die Herzen zweier Söhne. Es sind die letzten Herzen, die Sie noch für eine grausame Empfindung Ihres Herzens, für eine ungerechte Rache, aufopfern können. Ich beschwöre Sie, opfern Sie die Herzen nicht!“

„Schweig! Wer ist das Mädchen, das Du liebst?“

„Die Tochter Ihres Bruders, Regine!“

„Ich bin ja noch Vater, noch Vater! noch Vater! O Gott sey gepriesen! Ich bin es noch!“

„Noch sind Sie es, geliebter Vater, und darum —“

„Darum geh auf Dein Zimmer, und verlaß es nicht, ohne meinen Befehl! Es giebt Gesetze, Bursche, für Deines Gleichen!“

„Ich bin noch Sohn, und darum gehe ich jetzt sogleich! Leben Sie wohl!“

„Alexander stieg zu Pferde, flog nach Lübeck, nahm von Roger einen Brief mit, miethete sich auf ein Paketboot nach England, und war in drei Tagen auf dem Meer. Der Geheimerath harrte auf seine Zurückkunft von einem Tage zum andern. Er kam nicht. „O verdammte Menschen!“ rief der Vater — „müßt ihr denn alle meine Freuden vergiften? Müßt ihr? O alle Herzen ziehen sie von mir ab! Aller Herzen erfüllen sie gegen mich mit Haß! O ungerechtes Schicksal! Kann ich doch mit allem meinem Reichthum nicht einmal meiner Söhner Herzen erkaufen!“

Er stützte seinen Kopf in die Hand. „Ist es wahr, haben sie ihn mir entzogen, giebt

er seine Hand einer von diesem verhaßten Geschlecht: o beim Himmel! Triumphirt nicht zu früh, o ja nicht zu früh! ihr werdet doch eine Stelle haben, wo ihr zu verwunden seyd! Unmenschen, und beim Himmel! o beim Himmel! nichts wäre mir zu theuer, Euch zu verderben?"

Ein höllischer Plan ging durch seine Seele, dunkel nur noch, die Ausgeburt seiner Eifersucht; der sanfte Engel der Reue, der mit seinem Sohn vor sein Gesicht getreten war, entfloh jetzt, da er die Flammen der Hölle durch die Seele des harten Menschen schlagen sah.

Alexander kam in Liverpool an. Er ließ sich die Bai nennen, wo Julius lebte. Er ließ sich von einem Matrosen dahin fahren. Er trat hinein. Er ging mit ängstlichem Fuß auf die Hütte zu, die er vor sich unter den Platanen sah. Da sah ihn Julius, erkannte ihn, und stürzte in seine Arme. O welch eine Stunde für Beide! Aber sogleich erkundigte sich Alexander nach Reginens Aufenthalt. Das ganze Mißverständniß mit dem Ringe, mit Alexanders Verbindung wurde aufgelößt, und Julius reiste ein paar Tage darauf nach Aberdeen ab zu Reginen.

Er fand sie nicht. Doch fand er die Nach-

richt, daß sie in einem Monate zurückkommen würde. Er harrte auf sie. Endlich entschloß er sich, während der Zeit die dunkeln Nebelhaiden Ossians zu durchlaufen.

Auch Regine und ihre Schwester waren mit Madame Shownforth in dem Hochlande. Sie waren auf einem Gütchen einer Dame aus der Familie Mac'lean bei Dumbarton. Beide Schwestern gingen in einem Tannenwalde auf einem von Ossians Hügeln. Clementine hatte eben eins von den Liedern des alten Dichters vorgelesen. Sie saßen Beide, die Blicke auf den Boden geheftet, in stillen Gedanken an die Geliebten verloren da, da traf ein Gesang ihr Ohr, und die alten wohlbekannten Worte ihrer Muttersprache:

Da trat er leis und ungesehn
An meine Seite;
Er schien so treu, er war so schön!
Ach, warum mußt er von mir gehn,
Ach in die Weite!

Bei dem ersten Worte sahen Beide sich erstaunt an; aber da sie den bekannten Text hörte, die bekannte Melodie, da faßte Regine zitternd Clementinens Hand. Clementine, die mitten in den Wildnissen von einer fremden Stimme das schöne Lied ihres Hauses singen hörte, drängte sich aus Furcht

nahe an Reginen, und die Stimme näherte sich immer mehr dahin, wo sie saßen.

Sie trugen Beide Schleier gegen die rauhe Luft, und gegen den Nebel des Landes. Da trat um die Tannen, hinter denen sie saßen, Forstberg hervor. Regine erkannte ihn, und sie sank auf Clementinens Schulter bleich und ohnmächtig nieder.

„Um Gotteswillen, Regine!“ rief die Schwester. Da erkannte Forstberg die Stimme Clementinens, und er sank zu den Füßen des Mädchens nieder.

„Ein Engel leitete mich hieher!“ rief er, und faßte die leblose Hand Reginens. „O Himmel! Himmel! O Regine! Sie antworten mir nicht? O Sie heißen mich nicht willkommen in diesem fremden Lande, in dem der sanfte Geist Ossians, die Geister der Liebe noch rauschen?“

„Herr von Forstberg!“ sagte Clementine endlich zitternd — „sie ist ohnmächtig.“

Da schlug er ihren Schleier in die Höhe; da erblickte er das bleiche, schöne Gesicht, aus dem das Leben entflohen war. „Gott, sie stirbt!“ rief er zitternd. „O entflieh nicht, schöner Geist! O an deinen Lippen laß mich mit dir sterben!“

„Da schlug Regine die Augen auf, und

das erste, was sie sah, war sein Auge, in dem Thaue der Liebe funkelnd; das erste, was sie fühlte, war der heiße Kuß der Liebe von seinen Lippen. Sie machte eine Bewegung, sich empor zu richten, und sie sank in seine Arme, an sein Herz.

„O Regine, so habe ich Dich wieder!" sagte er sanft, und mit zärtlicher Stimme. „O Du Theure, Du ewig Geliebte, so bist Du nun mein! O erkennst Du mich denn nicht? O das ist das zweitemahl, daß ich leis und ungesehn an Deine Seite trete; aber von dem heutigen Tage an will ich Dich nicht wieder verlassen!" Das arme Mädchen hatte das Herz nicht, ihren Blick auf ihn zu richten, und doch auch nicht das Herz, ihr Haupt von dem Busen, an dem es ruhte, aufzuheben. „Clementine!" sagte sie nur — „o nimm mich in Deine Arme; denn Du liebst mich!"

„Nein!" rief Forstberg — „in keine andere Arme laß ich Dich, und wären es die Arme eines Engels, Regine! Nein, nein! o an diesem Herzen sollst Du von nun an ruhen, an diesem treuen Herzen!"

Da sagte sie sanft, uud mit stillem Weinen: „Treu?"

„Ja, es war Dir treu! Es liebte Dich immer! Ich suchte Dich; ich komme von Deinem

Bruder, von dem Freunde Deines Oheims, Regine! Nun laß mich hören von Deinen Lippen, daß Du mich liebst! O verhehle mir das Glück nicht länger. Regine, was Deine Hand mir schon verrathen hat!"

„Meine Hand?" Ach, sie zog schnell die Hand aus seiner, und reichte sie ihrer Schwester.

„O Regine, Regine! ist das das Glück, das ich hoffte? O Du entziehst mir die Hand, die diese Zeilen schrieb? O leugne sie nicht ab! O meine Regine, alle die Seevögel haben mir Deine Grüße gebracht! O sieh, Regine, Deine frommen Gebete voll Liebe waren die Engel, die mich hier in dem fremden Lande schützten! Jeder Strom nahm mich sanft auf seinen Rücken; denn Regine hatte für mich gebetet. O Regine! bei jeder schönen Engländerin, sagte ich ja: Regine ist doch schöner! Bei jeder treuen Liebe schwur ich: Ich will Reginen doch treuer lieben!"

„O!" rief das Mädchen, und über die blasse Wange flog die schöne Morgenröthe der Jungfräulichkeit — „er weiß alle meine Worte! Ach, das ist mein Brief! O er hat ihn!" Sie wollte ihn nehmen.

„Laß ihn mir, Regine, o laß ihn mir! Er hat auf meinem Herzen geruht! diese schö-

nen Züge Deiner Hand! In jedem schönen Thale las ich ihn, und dachte an Dich. O laß ihn mir! Laß ihn!"

„Aber," fragte Clementine — „wie kommen Sie hieher, Herr von Forstberg?" Die Frage gab Reginen Zeit, sich zu erholen. Sie stellte sich an die Seite ihrer Schwester, und Forstberg erzählte. Da endlich, endlich mit sanfter Güte reichte ihm Regine die Hand wieder. „O!" rief sie — „o nie fühle Ihr Herz den Schmerz, den ich getragen habe!"

„So liebst Du mich, Regine? o so liebst Du mich?"

„Clementine, o meine Schwester," sagte sie — „o hilf mir reden!"

Clementine legte ihrer Schwester Hand sanft um Forstbergs Schulter, mit den Worten: „Dann versinkst Du leise an das Herz Deines Ewiggeliebten!"

Da sank sie endlich an sein Herz, an seine Lippen, und aller Kummer versank in die Abgründe der Vergessenheit, und die Freude breitete die goldnen Flügel um ihr Herz. Sie gingen nun langsam nach dem Hause zu. „Das ist er, das ist Forstberg!" rief Regine der guten Frau Shownforth von weitem und erröthend entgegen — „Julius

ist glücklich! liebe Madam, er hat gefunden, die er liebte.“ Das hatte Forstberg unterwegs den Schwestern erzählt. „Es ist nicht die Gräfin; es ist eine Deutsche!“

Nun sollte Forstberg Julius Brief hergeben; aber er wollte nicht. Clementine wurde ängstlich dabei. Forstberg versicherte, seine Weigerung enthielte gar kein Unglück, sondern vielmehr Glück. „Der Brief enthält eine Bitte, die Sie, liebe Clementine, unterstützen sollen.“

„Auch ich!“ sagte Regine eifrig.

„Das gebe Gott,“ antwortete Forstberg lächelnd, und küßte Reginens Hand. Fast erriethen sie Alle die Bitte. Sie wendeten Alle die Blicke auf Reginen, die glühend roth da stand.

Nun setzte Forstberg alle Begebenheiten auseinander. Er war gerechtfertigt, und Regine gestand ihre Liebe. Sie zog seinen Ring hervor. Er steckte ihn an ihren Finger, und nun gab er Clementinen Julius Brief.

Julius erzählte seine Begebenheiten mit Ferdinandinen. Dann schrieb er: „Hoffentlich werdet ihr, Regine, sowohl als Clementine, anerkennen, daß ich, da der Vater, und der Oheim abwesend nd, daß ich das Haupt der Familie bin, und so befehle ich

in des Vaters, und des Oheims, in meinem und der Liebe Namen, daß Regine ihre Hand in Alexanders Hand lege, so bald ein Pfarrer, der so viel Englisch versteht, um Euch die Ehepflichten begreiflich zu machen, zu haben ist. Das ist mein Befehl, und meine Bitte."

„Regine," sagte Alexander, „Sie wollten Ihres Bruders Bitte unterstützen." Aber sie sagte lieber kein Wort, schüttelte nur das schöne blühende Rosengesicht, und dabei fing das Herz an, so unbändig zu pochen, daß Alexander selbst davon zu reden aufhörte.

Die Frau Shownforth aber, die, wie alle Frauen, über alle Güter in der Welt Hochzeiten liebte, nahm das Gespräch wieder auf, so bald Alexander den Rücken gewendet hatte. Sie stellte Reginen vor, daß ihr Bruder hier in Dumbarton, wie aus einer Fügung des Himmels, Pfarrer sey, daß sie hier selbst getrauet wäre. Clementine sagte anfangs nichts, aber endlich sagte sie, es wäre in acht Tagen ihres edlen Oheims Geburtstag, und sie wüßte gewiß, daß er nichts mehr wünschen würde, als daß Regine an dem Tage glücklich würde.

Die arme Regine erschrack vor den acht Tagen, und schlug es ab, aber die Madam

Showenforth machte im Ernst alle Anstalten. Man bereitete das Fest vor, man bat Gäste. Regine ließ sich auf Traktaten ein, die endlich sie dahin brachten, wohin man sie haben wollte. Sie gab in den Hochländern dem geliebten Jünglinge ihre Hand. Das ganze Dorf begleitete das Brautpaar zu Pferde zur Kirche. Während der Trauung spielten ein Dutzend Dudelsäcke, und ein hundert Pistolen und Flinten wurden abgeschossen. Hätte das arme Mädchen die Heiraths-Zeremonie in Schottland vorher gewußt, sie hätte sich nicht bereden lassen. Sie mußte alle die kleinen Gebräuche mitmachen, die für ein so einfaches, unkultivirtes Völkchen, das sich der Liebe nicht schämt, recht gut waren; aber für Regine sehr rothmachende Anspielungen enthielten auf den Segen in Eden: seyd fruchtbar und mehrt Euch!

Die junge Frau dankte dem Himmel, als sie mit ihrem Manne nach Dumfries entflohen war, und in der geheimen Stille der Jungfräulichkeit des schönsten Glückes der Liebe genoß; aber die Wünsche der Hochländer waren nicht ohne Wirkung. Regine wurde Mutter, und der Himmel schüttete nun alle Seligkeiten über ihr Herz herab.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Wir sind in Deutschland, ehrlicher alter Roger. Deine Briefe habe ich gefunden, und ich sehe daraus, daß dir es endlich wohl geht. Gottlob! alter, guter Roger!

Sieh, obgleich da an der Thür meines Freuden-Paradieses mein Bruder steht in der schwarzen Gestalt des Satans; obgleich er wie eine schwarzgelbe Hagelwolke über meiner Erndte hängt: so kann ich doch nicht zittern. Es ist als hätte ich mit dem Schicksal einen Vertrag geschlossen auf lauter Glück.

Ich weiß wohl, Roger, Roger, daß auf einen Sonntag sechs schwere Arbeitstage folgen; aber ich kann doch nicht unruhig werden, trotz der sanften Betrübniß meiner Clementine, die zwischen all den jauchzenden Stimmen stumm da steht, und in unsre Freuden-Psalmen ihren Trauergesang nicht hinein singen mag. Ich kann nicht; es ist als säße ich oben auf Fortunens Rade, und es stände so fest gewurzelt, wie der Pik von Teneriffa. Als wir in Trawemünde anlandeten, als wir über die Wiesen nach Dünhof zugingen, die einsame Clementine an meiner Seite; als Regine zu Forstbergen sagte: „Bis hie-

her brachten wir Dich! Hier, liebster Alexander, stand ich, und mein Mund verstummte; denn mein Herz war so voll!" Als Julius seiner Frau erzählte von dem glücklichen Dünhof, von den Freuden der Liebe, die sie dort genießen wollten: da brach das Herz meiner armen Clementine. Sie trocknete heimlich das Auge, und mit leisen Tönen summte sie das Lied: hast du nicht Liebe zugemessen — O Roger, Roger, wie diese stumme Melodie auch mein Herz ergriff, was die Natur auch vergessen hat!

Ich blieb mit ihr zurück. Ich umfaßte sie. „O Clementine," sagte ich: „wer von uns beiden ist denn der Vergessene, der Verstoßene? das verstoßene Stiefkind der Natur? bin ichs oder Du? Leg Dich an meine Brust, Clementine, und erwärme diese Brust, die vergebens mitten im Leben, mitten im Lechzen nach Liebe schlug, an Deiner, die voll der schönsten Hoffnungen noch schlägt!"

Das hatte eine gute Wirkung. „O verzeihen Sie mir, mein Vater," sagte sie leise. Ich dachte nicht an größere Schmerzen; ich vergaß jetzt, womit ich mich immer tröstete. Dann versinke ich an den Busen Gottes, der Liebe für alle seine Geschöpfe fühlt."

So kamen wir nach Dünhof, und Freude

drängte der Freude entgegen, und der Sturm des Glücks, des Jauchzens brach wild in den Sturm des Glücks, und Thränen hingen an Aller Augen. „O mein Ferdinand," rief mein Bruder, „welch eine göttliche Stunde für Dich! Du stehst da, wie ein Gott in Deiner Welt, Die du beglückteſt!"

„Ich? ich? was that ich denn? was? Ich zahlte die Fracht nach England. Da hast du meinen Geldbeutel. Sieh, Bruder, ich dachte wohl zuweilen, ich wäre mit meinem Herzen, und mit meinem Kopfe, auch mit meinem Gelde, mächtig genug, irgend ein Glück hervorzubringen; und ich Staub! ja, ich Staub! konnte kein Sandkorn auf eine andre Stelle schieben. Und während ich Hebel, Seile, Winden, Schrauben, und den ganzen Apparat der menschlichen Allmacht zusammen bringe zu meinem Freudenspiele, das sich mit Hochzeiten endigen sollte, bitten sie mich und dich schon zu Gevattern; und die Zeit, die stumme Dienerin Gottes, zischt mich aus, der ich mich vermaß, das große Rad des Schicksals zu treiben. Bruder, bei dem helfenden Gott, ich habe nicht mehr dabei gethan, als Du! ich habe gewünscht."

Nun zogen wir ins Haus; denn dieses alles war auf dem freien Platze vorgefallen, vor

dem Hause, in dem Kreise der Landleute, die hier der Liebe huldigten, nur der Liebe. Sie boten Alle, Einer nach dem Andern, Reginen die Hand; denn halb und halb waren sie alle die Vertrauten der unglücklichen Liebe des Mädchens gewesen.

Der stumme Knabe drängte sich nun durch die Leute zu Reginen; er faßte ihre Schürze, er sah sie helllächelnd an. „O du stummer Bote seiner Liebe, und meines Glückes!“ fing sie an; aber sie konnte vor frohem Schmerz nicht vollenden. Wir gaben ihm Alle reichlich. Er soll in eine Stummenanstalt, Roger. Ich habe schon geschrieben.

Sieh, da ich nun in den Armen des Bruders hing, über dem Spiegel den Hut Reginens mit den zerfallenen Blumen sah, deren stumme Sprache unsere Freude und unsere Vergessenheit der verlornen geliebten Menschen zu tadeln schien; da ich sie alle sah, die Arme um einander schlingen; da ich dachte, wie in jedem Herzen seine eigenen Wünsche wohnen, die Gott alle befriedigt: da erweichte es mich zu sehr, da dachte ich an mich Einsamen, nicht mit Schmerz; da dachte ich an das Grab Reginens, an die Eiche; nicht mit Schmerz! nein, ich möchte sagen, mit einer neuen, aber geistigern Freude, daß der Mensch an der Pfor-

te des Todes noch das Leben mit dieser Begeisterung umarmt, als wäre es ihm ewig gegeben! Ich ging hinaus, um meine Augen in der Seeluft, um meine heiße Brust in dem Anblicke des unendlichen Himmels zu kühlen.

Nach Tisch gingen wir Alle spaziren; ohne daß Einer ein Wort sagte, gingen wir Alle mechanisch zu Reginens Eiche hinauf. Als wir angekommen waren, entstand eine heilige Stille, die einige Minuten lang dauerte. Unsre Blicke hefteten sich alle auf Regine und Forstberg. Ohne ein Wort zu sagen, verstanden wir uns Alle, Alle! Clementine, hoch erröthet, nicht vor Schaam, sondern von einer Empfindung, die der Erde nicht angehört, schlug ihren Arm um Reginens Sohn; dann schluchzte sie laut, dann sank sie auf einmal auf die Knie, und rief: „O nun sey versöhnt, heiliger Schatten!“ Ein allgemeines Schluchzen entstand, das aber so wollüstig war, so überirdisch, wie das Heilig! Heilig! Heilig! der Engel am Throne Gottes! O mein harter Bruder, warum warst du nicht Zeuge von dieser Szene!

Aber er hätte ein Gespötte daraus gemacht, oder noch etwas schlimmeres. Ich kannte in der Jugend einen Satan von Menschen, der las in der Bibel, um in sich den schmutzigen

Teufel der Wollust zu kitzeln. Es ist mein Bruder! könnte ich das Wort davon nehmen, das Wort Bruder! könnte ich sagen: „Es ist der Spitzbube N. N.“: so wollt' ich sagen: „Wer würde die Tugend ehren, wenn nicht Galgen und Rad erfunden wäre!“ Aber es ist immer, als hätte ich den Zehnten von seinen Greueln zu verantworten als meine Sache, oder wohl noch mehr. Und darum sagte ich denn zu Alexandern. „Wir wollen zu deinem Vater, lieber Alexander, und Regine soll mit uns, und dein Sohn.“

„Wir wollen hin, lieber Capitain, wir; denn wir sind Männer; aber Regine nicht.“

„Regine auch, lieber Junge, vielleicht —“

„Ich glaube es nicht, lieber Capitain, daß es etwas hilft.“

„Es ist dein Vater.“

Er schwieg. Und wir reisten denn nach Lübeck. Wir hörten, er war auf seinem Gute. Wir fuhren wacker nach Grünau zu. Ich wollte Warniken sehen. Als wir vor der Terasse hielten, und anfingen auszusteigen, stürzten Warnikens aus dem Hause. Die kleine runde Frau hing an meinem Halse. Die Kinder hüpften an mir auf, und Warnike hatte meine Hand gefaßt, und drückte sie auf sein Herz. Sieh, ich wollte nun erst fragen,

wie geht's? wie steht's? wollte nun erst in Freude zerfließen. Auch hatte ich von der Frau auf alles Antwort, und zwar mit Freuden-Thränen. Aber dazwischen stellte sie mir ihre Kinder vor, ließ mich bemerken, wie groß sie in den zwei Jahren geworden, erzählte mir die neuen Anlagen ihres Mannes, und daß sie meine Stube hätte neu ausmahlen lassen mit lauter Seestücken. Ich erhielt die Treppe hinauf die Mortalitäts-, Geburts-, Kopulations-Tabellen, die besondern Fälle ungerechnet, einen ganzen Reichs-Anzeiger von Grünau, und auf jedes Wort legte sie den Accent der Liebe und der Freude.

Sie schloß einen Schrank auf, worin die Rechnungen lagen von den drittehalb Jahren. Dabei hatte sie schon einen Braten am Spieße, vier andre Schüsseln am Feuer. Ihre Stimme, ihr Gesang ertönte überall, oben, unten, im Garten. Sie lachte mit Thränen in den Augen, die zu spät kamen, und weinte mit Lachen über einen drolligten Einfall von mir.

Ja, es half nicht. Ich hatte sie zehnmal umarmt, und wußte, ich würde sie noch zehnmal umarmen.

Warnike war glücklich. Er hatte das Gut unglaublich verbessert. Er hatte Kapitalien ausgethan; denn das mußte ich erst ab-

machen, wollte ich Ruhe haben. Welch ein fröhliches, heiteres, theures Weib! Sie setzte sich zu Reginen, und fing an zu erzählen. „Geschwiegen!“ rief ich.

„Ich darf ja wohl erzählen, wie Sie meinen Jungen da aus dem Wasser gerettet haben? Ich will ja nicht sagen, wie arm wir waren, mit welch einer großen Großmuth Sie —“

„Alle Teufel, lassen Sie es lieber in die Zeitung setzen, was Sie alles verschweigen wollen!“

O mein Roger, welche eine glückliche Familie! Wie liebte er sie, wie liebte sie ihn, und ihre Kinder, und den Prediger, und alles!

Ich fragte dann Warniken nach dem Geheimerath. Er schüttelte den Kopf.

Wir fuhren früh Morgens ab. Ich scheute mich ordentlich, da wir von hinten durch den Garten hineinschlichen. Ich sprach Reginen Muth zu, die zitterte, den harten Oheim zu sprechen. Wir kamen ins Haus. Hier aber stand ein Bedienter. Ich winkte ihm. Er kam. Ich faßte seine Hand. „Wir wollen den Geheimerath überraschen,“ sagte ich.

„Nein,“ sagte der Mensch ungestüm: „ich habe Befehl alles zu melden.“

„Schurke,“ rief ich, „wag es, wenn ich

befehle!" Ich warf ihn zurück, und wir gingen leise die Treppe hinauf. Ich pochte, und da Niemand herein rief, öffnete ich die Thür. Wir traten Alle hinein, Regine ihren Sohn auf dem Arme. Er erblaßte, als er uns erkannte, aus Verlegenheit; aber nur einen Augenblick. Sogleich hob er an: „Ich hatte einen Sohn, der dem Menschen dort ähnlich sah. Ich hatte einen Bruder, der — es war ein Traum, ein zu süßer Traum. Was wollt ihr?"

„Mein Vater," fing Alexander sanft an.

„Vater? ich bin dein Vater nicht! In der Gesellschaft dieser Menschen habe ich keinen Sohn. Was willst du?"

„Vater, ich will Ihnen ein edles Weib bringen, Ihre Tochter, einen Enkel, meinen Sohn."

Er schlug die Arme über der Brust kreuzweiß zusammen, und stand so schweigend. „Gut!" sagte er dann, „du hast gethan, was der Gebrauch fodert. Der Mann dort wollte einen Triumph über mich haben. Er hat ihn. Es ist nun gut! Es ist gut!"

Regine weinte schmerzlich. „Das Thier, Bruder," rief ich, „erkennt seine Jungen."

„Wenn sie gehorchen. Es ist nun gut."

„Es ist nicht gut, Bruder! Es ist nicht gut! Ein Zufall führte deinen Sohn zu deinem Bruder, nicht ich! Die himmlische Gerechtigkeit, die göttliche Barmherzigkeit, welche die Herzen der Brüder versöhnen wollte, gab deinem Sohne ein Herz, eine große Liebe für das Mädchen: Bruder, verkenne die Hand des Himmels nicht!“

„Ungehorsam kann die Hand des Himmels nicht legitimiren.“

„Was denn, harter Mensch? du wirst sie erst erkennen, wenn sie dich ergreift, wenn sie dich niederstürzt!“

„Dann will ich sie erkennen; aber euch erkenne ich nicht.“

„So rede! was hat dein Sohn verbrochen? Warum verstößt du ihn? Er liebte, dort steht sein Weib. Entdecke einen Fehl an ihr! Keinen. Ist sie aus niederm Stande? In ihrem Herzen schlägt dein eignes Blut. Hat die wilde Lust, hat das Laster an ihrem Geiste gezehrt, an ihren Gliedern? Sieh hin, sie könnte einem Mahler zu einer Madonna sitzen, zu einer Liebesgöttin, zu einer Hebe, zu einer Pallas. Was haderst du mit deinem Sohn, mit deinem Blute? Warum hassest du uns, Mensch? warum? Soll ichs sagen? Deines Sohnes Gegenwart hemmt meine Zunge. Sieh,

sie trägt Deinen Enkel auf ihrem Arme; in ihm sind Deine Züge mit Deines Bruders Zügen zu Einem Leben verschmolzen. Was die ganze Erde rührt, das rührt Dich nicht? Dich? Was jedes Herz in Freude zerschmilzt, das findet allein in Deiner Brust keinen Eingang? Mensch! Mensch! Es ist ein Gott! Es ist eine Gerechtigkeit, die Dein Gold nicht besticht!

„Sieh, Du harter, unbarmherziger Mensch! Aus diesem Auge haben bisher alle Menschen Freudenthränen gezogen; Du lehrst sie zuerst kennen, daß es auch Thränen des Schmerzens giebt. Rauher, wie der Nordwind, härter, wie ein Kiesel, umbarmherziger, wie ein Wolf, kannst Du da stehen, und vor Dir steht das schöne Schauspiel der himmlischen Liebe. Antwortest Du nicht?“

„Nein, Du hast es im Vergleichen weit gebracht. Ich will sehen, wie weit Dein Witz Dir forthilft.“

„Mein Vater, ist das Ihr letztes Wort?“ fragte der Sohn, fest auf ihn zutretend.

„Ich bereue jedes Wort, das ich mit Dir je gewechselt habe.“

„So leben Sie wohl! Ich bleibe Ihr Sohn, obwohl mir der Vater fehlt.“ Er bückte sich, und ging. Ich blieb noch allein mit ihm.

„Du willst mir eine Lytanei singen, merke ich, Capitain. Spare Deinen Athem, ich bezahle meinen Pfarrer dafür! Geh, geh!"

„Nein," rief ich außer mir — „ich will noch bleiben!" Er flog an die Schelle. Ein Bedienter kam. „Schurke," rief ich ihm entgegen — „wer wieder diese Thür öffnet, ehe ich gehe, der soll erfahren, wie scharf der Säbel eines Schiffscapitains ist!" Der Kerl stürzte wieder zur Thür hinaus. Ich riegelte ab. „Nun sind wir allein, Bruder, nun allein!"

„Faß Dich kurz! komm zum Amen! Ich kenne Deinen Styl ja schon! Man studiert ihn in den Irrhäusern!

„Ja, wenn ein Mensch vor Dir steht, der sollte aus Nachsinnen, wie in diese menschliche Gestalt der Teufel gekommen ist, wahnwitzig werden. Ich möchte Dich einen Bastard nennen, um meines Vaters Ehre zu retten; aber dann hätte meine fromme Mutter Dich geboren, und mit dem tausendsten Theile ihres Herzens hättest du Deinen edlen Sohn nicht verstoßen können. Wer bist Du denn? Einen Wechselbalg will ich Dich nennen; aber dann muß Dich doch ein Mensch gezeugt, ein Mensch geboren haben. Könnte der Teufel dem lieben Gott es nachmachen, und Erde zu Menschen

beleben: so wärest Du ein Meisterstück des Teufels geworden. Aber auch der hat Dich nicht gemacht; denn Du bist ein vollkommenerer Teufel, als er. Wer bist Du denn, Du menschliche Gestalt? Man möchte wahnwitzig darüber werden. Da seh ich in Deinem Gesicht die ehrwürdigen Züge meines Vaters, seinen Blick. Wie kann er verderbend seyn, scharf und hart, wie ein Dolch? Ich sehe das Lächeln, das gütige Lächeln meiner Mutter. Wie kannst Du so lächeln, wenn Du Glückliche mordest? Sieh, den Sturm kann ich nicht fragen: warum zerstörst Du? Den Wetterstrahl kann ich nicht schelten, wenn er zerschmettert. Ich bin sein Sklav; ich thue wohl, wenn ich lächle beim Toben der Natur; aber einen Menschen, der zerstörender ist, als der Wetterstrahl, rauher, als der Sturm, heilloser, als ein Erdbeben, kann ich fragen: warum bist Du so? Heuchler, was that Dir Dein Bruder, daß Du ihn hassest? Du hassest ihn, weil Du ihm die Geliebte stahlst! Warum stürztest Du Warniken? weil seine Frau dem heuchlerischen Lüstling zu widerstehen Tugend genug hatte! Ich beschwöre Dich, sag nur, daß Du uns hassest, weil wir ein Sandkorn in Deinen Weg geschoben haben. Ich will sagen: es ist wahr! — Doch komm,

Bruder, komm, ich will sanft seyn! Ich will Dir sagen, warum Du uns hassest. Du hassest uns, weil Du gehaßt wirst. Aber so lerne lieben, damit man Dich liebt. O Bruder, welche Plane der Größe, auf die Du hofftest, wofür Du alle Liebe hinwarfst, hast Du sie denn erreicht? Nicht einen! Fremde sind undankbar, und Deine Brüder bieten Dir ihre Liebe an, Deine Brüder. Rechne doch mit der Welt zusammen! Wenn du krank liegst; wird sie Dir Dein Kopfkissen so weich, so besorgt legen, als Deines Sohnes Hand, als Deiner Tochter Hand, als Deines Enkels Hand es thun würde? Deine Bedienten umringen Dich, und hassen Dich. Sie werden finster an Deinem Bette stehn, keine Hand wird Dein Auge zudrücken, keine Lippe wird ein: Gott helf'! über Dich rufen. — — O Bruder, sieh hier an meinen Thränen, wie ich Dich lieben würde! Sieh hier! lieber Bruder, und höre mich!"

Hier stand er auf. Er sagte mit einer sanftern Stimme: „Ich liebte Reginen früher, als ihr. Du gabst sie meinem Bruder, und ich stand da verhöhnt. War es denn brüderlich? rede! war es brüderlich, daß er, mein Bruder, in mein Haus sich einstahl, wer weiß,

wie oft! daß er, — o Himmel! Himmel und Erde! traf ich ihn nicht in meines Weibes Armen? rede! traf ich ihn nicht? Nannte sie ihn nicht in meiner Gegenwart: geliebter Gustav! Nimm das Wort aus der Natur! das einzige Wort! Zernichte es, was in meiner Seele immer erklingt, und ich will ihm verzeihen. O Ihr, Ihr, verderblicher, als Gift, als Dolch, als alles Unheil, was Du genannt hast, Ihr haßtet mich zuerst, und ich, so lange ich athme, will ich Euch hassen, hassen wie die offne Hölle."

Mit diesen Worten stürzte er in sein Kabinet, und schloß hinter sich zu.

Ich stand da, erschüttert, tief erschüttert. Ich warf mich vor dem Gemählde meiner Eltern nieder. Ich betete für ihn, und dann ging ich. Ich zitterte für Clementine, für seinen zweiten Sohn. — Ich fand die Andern schon im Wagen sitzen. Wir fuhren zu Warniken.

„Er haßt uns unauslöschlich!" sagte ich — „aus Hochmuth, dieser verderblichsten aller Leidenschaften.

Ich konnte mich kaum in der Familie, voll Frieden, voll Einigkeit, voll reiner Liebe beruhigen.

Wir fuhren still zurück nach Lübeck. War-

nike gab mir Hoffnungen, mit einer Gewißheit, möchte ich beinahe sagen, die mir Muth gemacht haben würde, wenn ich ihn nicht zu gut kennte.

Meine arme Clementine! Sie habe ich am liebsten, und sie! eben sie! O wüßte ich, wo meines Bruders Sohn steckte, und müßte ich in einer Shilinga alle Brandungen nach ihm durchschiffen: ich setzte mein Leben an das Glück des theuren Mädchens. O welche Menschen! Meine Brandung ist barmherzig gegen die Stürme in einer lasterhaften Brust!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Sieh, meine arme Clementine! — Roger, ich wollte, sie machte ihrem Schmerze Luft mit Thränen, mit Seufzern, mit Verwünschungen. Aber nein, wie die Geduld auf einem Grabmahle, steht sie da, und lächelt ihren Schmerz an, wie der Dichter sagt, mit dem bleichen, schönen Gesichte. Das Bild hat ein großer Musiker in Musik gesetzt; das kommt mir vor, als wollte man die Namen der römischen Kaiser in Musik setzen. Mein

Willem dagegen hat sich in meines Nachbars Tochter verliebt; und Clementine mag wollen oder nicht, fängt Willem an, halb holländisch, halb deutsch von seiner Liebe zu reden, von seinem Meisje, in derben Schifferausdrücken, und mit allen frohen Bewegungen eines Natursohns: so muß sie lachen.

„Wie bist Du verliebt geworden, Willem?“ fragte ich.

„Herr,“ sagte er ernsthaft — „Ich beschrieb dem Meisje einen Sturm. Nun seht, Herr, nun wollte ich ihr recht beschreiben, wie der Sturm einen hin und her wirft. Ich umfaßte sie, und wie ich sie so an meine Brust gedrückt hielt, die schwarzen Augen dicht vor meinen, die Brust an meine gedrückt, da vergaß ich Sturm, Erzählung und alles, und die Liebe drang in mich hinein, wie Seewasser in ein Leck unter'm Wasser.“

Das Mädchen liebt den ehrlichen Burschen von Herzen, der, trotz seiner Sprache, Mittel gewußt hat, alle seine herzlichen Gefühle einer ehrlichen Liebe ihr zu offenbaren. Es liegt etwas komisches in diesem Liebeshandel und etwas rührendes zugleich. Der Vater des Mädchens ist ein ehrlicher Mann, ein kleiner Krämer, dem es nur an Kredit fehlt, um seine Sache zu machen. Willem hat ein hüb-

sches Kapital bei mir stehen, das wird in den Händen seines Schwiegervaters ihm recht gut wuchern. Das Schifferhandwerk will er nicht verlassen. So mag er auf dem Meere arbeiten, seine Frau zu Lande. Es wird recht gut gehen. In vier Wochen ist Hochzeit. Ich binde der ehrlichen Seele ein neues Schiff von zwei hundert Tonnen ein. Er ist ein braver Seemann! Und hat er einen eigenen Heerd, wie er ein Schiff nennet: so denkt er — er ist so reich, als Crösus selbst.

Alexander hat seinem Bruder geschrieben von Aberdeen aus. Er hat Antwort von ihm erhalten; auch Clementine. Wir fürchten nur jetzt, daß ihn sein Vater nicht zurückkommen läßt, und wir wissen nicht, wo er jetzt ist.

Wärnike will mir sogleich Nachricht geben, wenn er ankommt. Sieh, so wende ich mein Gesicht von dem kummervollen Gesicht Clementinens ab, auf Reginens, auf Alexanders, auf Julius, auf Ferdinandinens Gesicht; und will alles nicht helfen; so frage ich Willem nach seinem Liebeshandel, und so steure ich zwischen den Untiefen weg, die Clementinens Fahrt umgeben. Wir fahren zwischen hier und Dunhof her und hin, und ich harre auf meines

Neffen Ankunft, wie im Südmeere auf den Aufgang der Sonne.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Er ist da! Leopold ist da! Er ist vor ein paar Tagen angekommen! schreibt mir Warnike. Aber er ist so finster, wie die Nacht, schwermüthig, wie eine Witwe. Er sitzt auf seinem Zimmer ganze Tage, die Stirn in die Hand gestützt Man macht in seines Vaters Hause große Anstalten zu einer Reise nach Italien, wohin er mit dem Prinzen von ** gehen soll. Der alte Dietrich, ein alter Bedienter unsers Oheims, der meinen harten Bruder kennt, und mit ganzer Liebe an uns hängt, hat diese Nachricht Warniken gegeben. Er schreibt, wir müßten eilen, wenn wir den jungen Menschen vor seiner Abreise noch sehen wollen. Alexander hat ihm geschrieben, und ihn um eine Unterredung gebeten. Wir warten auf seine Antwort.

Clementine ist voll zitternder Erwartung. Sie ahnet ein Unglück; „denn,“ sagt sie — „er ist gewiß von unserer Unschuld überzeugt,

mein Vater. Warum aber schrieb er denn nicht ein Wort, nicht ein einziges kleines Wort, da er von Dir unterrichtet ist, daß wir in seiner Nähe leben?"

„Das alles ist wahr, Clementine," sagte ich — „aber wer weiß, welch ein Gewebe von Lügen der harte Vater um seine Seele, um seine Liebe gelegt hat. Ich bitte Dich, sey ruhig! Wir sprechen ihn, wir beleuchten die Nacht der Lüge; er wird die Wahrheit sehen. Er ist unser!"

„O mein Vater," sagte sie — „ich zittre!"

Ich nicht, Roger, und sollte ich ihm nach Italien nachlaufen. Ich nicht! Ich bin voll Hoffnung! Wenn nur der verdammte Bote erst zurück wäre! Blieb der Kerl nicht, wie er ging, bei allen Laden stehen, und kaufte ein, als obs eine Reise an den Südpol wäre! Clementine geht von einem Zimmer ins andere, und so leise, als ginge sie auf Perlen, die sie zu zertreten fürchtete.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Was ist das, Roger? Welch eine höllische Betrügerei? Der Bote kam zurück, und Clementine stürzte ihm entgegen, und hätte gern das Tuch zerrissen, worein der Kerl den Brief mit wahren Gordius-Knoten geknüpft hatte, weil Clementine ihm befohlen hatte, den Brief ja nicht zu verlieren. Sie knüpften Beide an den Knoten, und endlich kam der Brief zum Vorschein. Clementine brachte ihn mir, und stellte sich dann abgewendet in den entferntesten Winkel. Ich besah den Brief oben und unten, ohne das Herz zu haben, ihn zu erbrechen; so ängstlich hatte mich Clementinens Angst gemacht.

Endlich erbrach ich ihn. Hier ist er! Verstehst Du das?

Leopold an seinen Bruder.

Ich möchte gern sagen: o mein geliebter Bruder! Auch habe ich es gesagt, Alexander, auf den Knieen lag ich, und sagte: Gott segne ihn, meinen glücklichen, geliebten Bruder! Und da hob ich die Trauerwolke, die mein Le-

ben auf ewig bedeckt, von der Vergangenheit, auf die allein ich meinen trauernden Blick richten darf, wie eine fremde einsame Blume auf einem fremden Lande, und einer andern Hemisphäre nur in der Nacht den Kelch öffnet; und ich freute mich, daß mir doch kein Schicksal den Bruder rauben darf! Nein des Bruders Herz gewiß nicht! „O!“ rief ich — „hätte ich ihn nur als Kind recht inbrünstig an diese Brust gedrückt, meinen Bruder Alexander! hätte ich ihn nur mehr geliebt, den Menschen, den das Geschick mir allein von allen Menschen gab, und ließ!

O weißt Du noch, geliebter Alexander, wie ich die Doppelkirsche fand; in dem Innern nur Ein Kern, wie in unserer Doppelbrust nur Ein Herz war? Weißt du, wie wir sie theilten und aßen, und dann uns an einander legten, und uns in kindischer Liebe schworen, so unser Lebenlang Eins zu seyn, wie diese Kirsche Eins war? Weißt Du noch?

Dieß Glück ließ mir das Geschick; alles Uebrige nahm es mit harter Hand. Niemand kann mich trösten, auch Du nicht, Du nicht, Alexander, mein geliebter Bruder!

Was Du mir da schreibst, Bruder, und für dessen Wahrheit Du den Himmel zum Zeugen nimmst, das glaube ich ja! O das glau-

be ich ja! Bin ich aber darum minder unglücklich, weil ich so sehr glücklich seyn konnte? Laß doch! laß doch! Ich bin ja geduldig und gefaßt. Der Zorn der Götter ruhete auf Thyestes Hause. Auf dem unsern ruht er auch. Du hast das Geschick versöhnt, und den Haß, wenn es Haß war — mit Liebe ausgesöhnt. Mußten denn beide Brüder glücklich seyn? Und bin ichs nicht, wenn Du es bist? Ein Herz wollte das Geschick noch, vielleicht zweie. O laß es meines seyn, harte Parze, und dann sey versöhnt!

Mein Herz ist das Opfer geworden, mein geliebter Bruder! Mein Herz ist es geworden! Frage nicht wie; denn mein Mund ist auf ewig verstummt, wie das Grab, aus dessen Staube keine Antwort erschallt, das nur stumm der ewigen Trennung Denkmahl verbirgt: Asche!

Du willst mich sprechen, Alexander? Thue es nicht; o thue es nicht! Laß mich reisen, wohin mich mein Geschick ruft! Auf meiner Brust ruht ja schon der Leichenstein, der alles verschließt, unter dem alles zergeht, Stimme, Leben und Liebe! Ich darf nichts mehr lieben, als Dich. Und Dich will ich ewig lieben Kein Eid verschließt meinen Mund, sondern das Schicksal selbst, die Lie-

be, die Freundschaft, unsere Liebe, unser Brudername. Fahre wohl! Ich reise, ich reise, Alexander! Auf der Spitze der Alpen, erhaben über der Erde, will ich an Dich denken, und noch Deinen Namen nennen, zum letztenmahl, und o! könnte ich dann hinabsinken in das Grab!

Sieh mich nicht; aber willst Du mich durchaus sehen: so komm! Du findest mich den Dreizehnten den ganzen Tag auf der Höhe im Park. Aber frage mich nicht! Mein Mund ist verschlossen! Ich kann Dich nur lieben, nur an Deiner Brust weinen, und — wollte Gott! — sterben. Dein Leopold.

Fortsetzung.

Ich las den Brief erst still für mich. Ich wußte nun nicht, was ich sagen sollte. „Er nimmt uns auf den Dreizehnten an, Clementine," sagte ich endlich. — „Der Brief hier ist finster und dunkel genug. Aber das wird sich geben, wenn wir ihn sprechen."

„Darf ich den Brief lesen, mein Vater?" fragte ihre zitternde Stimme.

„Warum nicht? liebes Kind, warum nicht? Hier ist er. Wie gesagt: Er ist dunkel ge-

schrieben. Dein harter, vertrakter Oheim hat dem armen Jungen da allerlei Zeug in den Kopf gesetzt, was aber gegen die Wahrheit, die wir ihm bieten können, nicht aushält. Da lies ihn."

Sie nahm den Brief; sie las ihn still durch, las ihn zum zweitenmale, und gab ihn mir mit einer zitternden Hand, und ohne ein Wort zu sagen, zurück.

„Nun, was denkst Du zu dem Briefe, Mädchen?"

„Ich wollte, Alexander käme, er kennt seinen Bruder besser, als wir Alle. Ich, lieber Vater, habe, dünkt mich, einen fürchterlichen Brief gelesen. O mein Vater, wenn die lange Jammergeschichte noch einmal in unserm Hause wiederhohlt würde! wenn —"

„Alle Henker, da ist nun gleich das Mädchen wieder, das keine schwarze Wolke sehen kann, ohne nicht sogleich zehn Blitzableiter auf das Haus zu wünschen, und ist sie vorüber, ihre Wäsche in den Sonnenschein so sorglos hinhängt, als müßte das ewig dauern!"

„Der Brief, Vater —"

„Ist ein Brief. Nun?"

„Ich wollte, Alexander käme."

Der kam. Clementine gab ihm den Brief, und hatte nun die Blicke auf seine Augen ge-

heftet, während er las. Ich wollte sie abziehen; denn ich sah, in welche Bewegung ihn der Brief brachte. Ich machte das Uebel noch ärger. Ich sagte: „Der Brief bedeutet gar nichts!“

„Sie kennen meinen Bruder nicht, Capitain,“ sagte Alexander finster — Der Brief ist fürchterlich.“

„Das werden wir den Dreizehnten Abends wissen, und so lange will ich mich mit Willem und seiner Liebesgeschichte einschließen; denn ich mag nicht früher donnern hören, als es blitzt.“

Ich that nun groß, sprach von empfindsamen jungen Leuten, die zu einem Trauerspiele wenigstens ein Weltmeer voll Thränen, eine Pulvermine, um eine Maus zu tödten, verlangten, ein Erdbeben, um einen vierzölligen Stein zu bewegen, und eine Sündfluth, um ihr Schnupftuch zu waschen, die um jedes kleine Trauergefühl, was ein Mann mit dem zehntausendsten Theil eines Seufzers abmachte, Roßmarin und Zitronen, ganze Zypressenwälder und Thränenweiden herhingen, als wäre eine ganze Welt voll Sokratesse zu begraben. „Gebt acht! den Dreizehnten wird er sagen: Ha! ha! und wir werden sagen: Bäh! und alles wird nichts seyn, als ein-

pfindsamer Wind. Denn seht doch nur, was kann ihm denn sein Vater gesagt haben, wozu wir nicht aus vollem Halse unser Nein rufen könnten? Ersinnt mir nur in aller Welt ein Mährchen, und wärs auch so schlecht, wie Prinz Blaubart, das ihm der Vater könnte aufgeheftet haben, dem wir nicht Schrift und Urkunde entgegen zu setzen hätten?"

Clementine sah von mir auf Alexandern, um zu sehen, was der antworten würde. Ich fuhr fort: „Ersinne einmal etwas, was er Deinem Bruder gesagt haben kann! „Meine Brüder hassen mich!" Gut! aber, Leopold, wir lieben Dich, Clementine dazu."

„Mit vollem betrübten Herzen."

„Recht, mit vollem Herzen. — „Ich enterbe Dich!" sagt Dein Vater Wir geben Dir Clementine, und eine Ausstattung, als wäre sie des großen Moguls Tochter." So sprach ich ihnen den Muth wieder ein, der mir selbst fehlte. Denn der vertrakte Brief hat da einige Ausdrücke, die mir gar nicht gefallen. Die Ruhe, Resignation, womit er geschrieben ist, gefällt mir nicht. Ständen Flüche darin, und wären sie ärger, als Mosis Flüche für das jüdische Volk, ich wollte sagen: Worte! Worte! Worte!

Nun, der Dreizehnte wird ja kommen, und so fahr' wohl! Ich frage, was kann er denn dem jungen Menschen gesagt haben, was nicht aufgelöst werden könnte? Zauberformeln hat er doch nicht, und für Clementine wagte ich mit dem Teufel selbst eine Lanze, und müßte ich zehn Jahre lang darum Fausts Höllenzwang studiren. Leb' wohl!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Alle Welt, Roger! Wenn ich nicht anfange, an Fausts Höllenzwang zu glauben, und an die dreifache Hecate: so glaube ich nichts mehr auf der Welt.

Wir fuhren den Zwölften ab, blieben die Nacht bei Warniken. Ich legte ihm des jungen Menschen Brief vor. Er begriff so wenig davon, als wir. Am Morgen machten wir uns auf den Weg. Clementine, die mitgefahren war, begleitete uns an den See hinab. Es war ein unendlich schöner Morgen Die Nachtigallen schlugen aus allen Büschen, an jedem Blatte brummte ein Maikäfer, an jeder Blume hing ein Schmetterling und eine

Biene; auf den weiten Wiesen weideten die bunten Heerden, und ertönten die Lieder der Hirten auf Birkenrinde. Auf dem See flogen die weißen Segel in der Morgensonne, und unten blitzten die goldnen Wellen. Man hätte sich an die volle Brust der Natur hängen und vergehen mögen im reichen Meer der Liebe.

Aber für Clementinen war das alles nicht da. Sie sah hin, wohin ich zeigte, und ich wette, sie sah nichts, als die Spitze meines Fingers, wie die Fakire in Indien die Spitze ihrer Nase ansehen, wenn sie Gott schauen wollen. Die Narren!

Endlich ging sie zurück, und wir schritten muthig fort, immer hin nach dem Gute meines Herrn Bruders, der — alle Teufel! wenn er nur könnte, aus der Erde einen Höllenpfuhl machen würde. Wir gingen hinten in den Park, auf die Höhe. Da saß Leopold. Da saß er, auf einem Rasen, das Haupt an einen Baum gelehnt, die großen blauen Augen mit Thränen in die Wolken gerichtet, die Hände lässig in seinem Schooße ruhend.

Er kam uns entgegen, da er unsre Schritte hörte; aber in einem Gange, als zöge er an jedem Fuße eine zentnerschwere Kette nach. „Kinder,“ sagte ich — „ehe wir anfangen zu reden, muß ich frühstücken. Ich bin noch

nüchtern bis auf ein paar Gläser Selterwasser."

Ich zog eine Flasche Champagner hervor, setzte mich auf den Rasen, schenkte ein, trank, und gab Alexandern, und dann dem Trauerbilde. Das Trinken ging noch ganz gut. Nun ließ ich denn anfangen, nachdem ich einen kleinen Eingang gemacht hatte, der ohngefähr das enthielt, daß dem Teufel, der seinen Spaß am Unglück hat, nicht besser beizukommen wäre, als durch gegenseitiges Vertrauen, durch Wahrheit, nach dem englischen Sprüchwort: Sag eine Wahrheit, und Du beschämst den Teufel; und ein Feind, der sich schämt, ist halb geschlagen. Nun hob ich an: „Clementine liebt Dich, lieber Neffe! Sie liebt Dich mit aller Macht eines jungen, verlangenden, frischen Herzens. Du, gesteh, Du hast sie auch geliebt! hast Du?"

„O ich liebe sie noch," sagte er, mit den Schultern dazu zuckend, als wollte er sagen: Das ist eben der Teufel! — „Ich liebe sie noch; so liebte noch kein Mann."

„Du liebst sie, sie Dich. Was ist da zu machen, wenn Du anders Deine Hand noch nicht versagt hast? — Denn das fürchte ich — das allein! — — was ist da zu machen, als das Aufgebot zu bestellen?"

Er drehete den Kopf langsam zu mir um, sah mich an mit einem sterbenden Blicke, und schüttelte langsam den Kopf.

„Ist Deine Hand versagt?“

„Nein, nein!“ rief er eifrig.

„Hat Dir der Vater verboten, Clementinen zu heirathen?“

„Nein! nein!“

„Nicht? Hältst Du Clementinen für schlecht, wie Du einmal thatest?“

„Nein! nein! Sie ist ein Engel des Himmels.“

„Und Du ein Narr der Erde, mein theurer Neffe!“

„Der klägliche, verhöhnte Narr des Glücks.“

„Nein, Freund, sondern der Hofnarr Deiner eigenen Narrheit. Er liebt das Mädchen, das Mädchen liebt ihn. Beide sind frei. Der Vater hat ihm nicht verboten, zu heirathen; wir willigen ein, und er will nicht! Wenn das nicht Narrheit ist, und zwar von der besten, närrischsten Sorte: so bin ich ein Narr!“

Er schwieg. „Bruder,“ sagte Alexander mit einem rührenden Tone — „wenn Du wüßtest —“

„Bruder,“ antwortete er wie ein Echo „wenn Du wüßtest —“

„So laß uns hören, Leopold!“

Er sah mich mit starren Augen an; dann sagte er langsam: „Und höbe diese Zunge an, wie die Todtenglocke, die auf einmal zehn tausend Leichen zu verkündigen hat — Nein! nein! Geht ihr nur ruhig, durch die Gewitter des Lebens, die Euch nur den Weg verdunkeln; mich haben sie getroffen! Geht! O Eure Brust athmet in dem balsamischen Dufte der Freude. Ich allein liege unter des Entsetzens Gespensterdunkel, und seufze nur."

Diese verdammten Zauberformeln machten mich auf die Länge ängstlich.

„Bruder," rief Alexander — „Du bist verführt von einem Manne, Gott! von unserm Vater. Rede! was ist es?"

„Wüßtest Du es: an jeder Spitze Deines Haars würde ein Schweißtropfen hängen, den Dir die Angst ausgepreßt hätte. Du würdest nur mit Seufzern reden, Du würdest das Licht fliehen, Du würdest — O laßt mich doch sterben!"

Hier sprang ich auf. „Eine höllische Betrügerei! Leopold, eine teuflische Lüge macht Dich unglücklich, und uns dazu."

„Meinen Sie denn Oheim, ich bin ein Kind, das man mit Mährchen schreckt? Meine Liebe ergriff die Fackel, und beleuchtete das lange Leichengefilde, worüber ich ewig traure.

Ich bitte Euch, fragt mich nicht! Fragt jene Bildsäule aus Stein. In ihrem steinernen Munde findet ihr eher eine Zunge, als in meinem.“

„O könnte ich nur errathen, aus welchen Zauberworten das Netz gewebt ist, womit dieser Mensch uns bestrickt hat! Aber ich will zu ihm. Der Name Bruder ist aus meiner Seele verschwunden. Ich muß zu ihm!“

Er hielt mich. „Ich beschwöre Sie, Oheim, gehen Sie nicht! O gehen Sie nicht! Wagen Sie einen Schritt: so gebe ich hier diese Hand dem Mädchen, das mein Vater mir vorgeschlagen hat. In einer Stunde ist sie meine Frau!“

Sieh, da lag ich an der schweren, unzerreißlichen Kette; denn der junge Mensch sah bei diesen Worten gerade so aus, als würde er Wort halten.

„Gut!“ sagte ich — „höre, Leopold! Was Du denkst, ist möglich; denn wer kann die Möglichkeit eines Vorfalls abstreiten, wenn ein Mensch, wie Du, sie glaubt; aber Du mußt auch zugeben, daß es eben so gut möglich ist, daß Du Dich irrst. Mußt Du nicht?—“

„O wie gern möchte ich! wie gern!“

„Sey es, wie es sey! Versprich mir, nicht eher zu heirathen, bis ich Dir die Erlaubniß

dazu gebe. Clementine liebt Dich. Deine Verbindung würde ihr Herz brechen. Versprich mir das!"

„Das kann ich; obwohl es so besser wäre, wenn ich thäte, was mein Vater wünscht."

„Dein Vater haßt uns, Leopold!"

„Er haßt Euch nicht so sehr, als er Euch fürchtet. Glauben Sie mir! Sie thun ihm Unrecht, wie er Ihnen gethan hat. Ein schweres, verderbendes Unheil ruht auf unserm Hause, das wir, wir nicht versöhnen können. Das Eine Verbrechen, was begangen wurde, hat seine Wurzeln und Ranken um uns alle hergeschlagen, hat uns in ein unzerreißbares Netz verstrickt. Die ewige Reue meines Vaters hat die fortschreitende Rache nicht versöhnen können."

„Die Reue Deines Vaters?"

„Glauben Sie mir, die Reue meines Vaters. Sie kennen ihn nicht, er kennt Sie vielleicht eben so wenig. Wir traten alle in einem mitternächtlichen, gräßlichen Dunkel gegen einander, und fochten mit vergifteten Dolchen gegen das Geschick, und trafen, ach! unsere eigenen Herzen. Unsre Enkel werden erst wieder das Leben versöhnen."

„Dein Vater, sagst Du, Unglücklicher?"

„Mein Vater, sage ich Unglücklicher, hob

die Hand zuerst gegen den Bruder, und seine Reue hat seine That nicht versöhnt. Wissen Sie, was die Todten reden? Meinen Sie, die Todten haben keine Zunge, weil Sie sie nicht hören? Ich habe die Stimme meiner todten Mutter gehört. Ihre zitternde Hand aus Asche hat mich ergriffen, und hat mich dem Unglück zum Sühnopfer für mein ganzes Haus geweiht. O mein theurer Oheim, der Mensch ist ohnmächtig, und sein starker Wille vermessen! Sie sind ein Beispiel davon. Aber Gottlob! ich kann Ihnen die Thränen ersparen, die ewig in diesen Augen rinnen werden!"

Alle Teufel, Roger! hat er nicht Recht? he?

Der Mensch ist ohnmächtig, und sein Wille nicht einmal stark, nur vermessen! Das dachte ich. Ich liebe es nun einmal nicht, sich so feig in das Unglück zu ergeben, wie es von so manchen christlichen Kanzeln klingt; aber, Bruder Roger, sich zur Sperrkette und zum Hemmschuh des großen Schicksalsrades machen zu wollen, das ist doch auch ein wenig zu verwegen, und zuweilen habe ich das doch gethan. Nun, beim Himmel, ich will nicht schreien, wenn mir das Rad über die Finger geht! Aber wenn über das Herz, frage ich?

Wenn über Clementinens Herz? wenn über Leopolds Herz? Guter Gott! ich möchte mich wohl auf meinen guten Willen berufen; aber auf den beruft sich jeder dumme Teufel.

Sieh, ich hätte gern das Geheimniß gehabt, und so fing ich auch mit Zauberformeln an, um mich zu werfen. Ich fing an, ihn zu beschwören, ich zitirte die Geister aller Menschen, den Geist seiner Mutter, alle Mächte des Himmels! Von meinen Lippen fielen Ewigkeiten, Unendlichkeiten, Gräber, Schatten, die ganze Schöpfung, wie Schneeflocken; und obwohl ich seine Phantasie in lichterlohe Flammen setzte, und sein Herz in eine mächtige Bewegung: so verrieth er doch mit keinem Laut sein Geheimniß. Ich stand vor ihm, wie vor dem Schleier des künftigen Verhängnisses, der dunkel und fest die künftige Minute von uns scheidet, und nur Augenblick nach Augenblick hervortreten läßt.

Er versprach, seinem Bruder von seinem Aufenthalte immer Nachricht zu geben, und nicht eher zu heirathen, als bis ich ihm die Erlaubniß dazu gegeben hätte. Das ist schon viel mit diesem festen, ernsten Kopfe. So umhalseten wir uns, und wir gingen wieder zurück nach Warniken.

Da saß Jungfer Clementine auf der Echos Höhe. Sie kam uns athemlos entgegen.

„Das Resultat unserer Unterredung, Clementine, kann ich Dir sagen. Es ist das: Leopold heirathet nie eine andere, als Dich. Nur sein Vater steht für jetzt dieser Verbindung im Wege. Da hast Du alles, was ich weiß.

„O ist es nur das,“ sagte sie lächelnd — „ist es nur das? O mein Vater, wie glücklich, wie ruhig will ich seyn! Aber sein Geheimniß?“

„Wenn ich es wüßte, wäre es dann noch sein Geheimniß?“ Hier verflog die Freude von ihrem Gesicht in Schmerz. „Sage mir, Clementine, er will Deiner Liebe treu bleiben, Du seiner. Dabei dächte ich, könntest Du ihm wohl ein Geheimniß gönnen, das die Zeit doch endlich an das Licht bringen muß. Wir erfahren aus seinen Briefen an seinen Bruder jede Woche, wo er ist. Er will keinen Seufzer um Dich thun, den Du nicht erfahren sollst. Was kannst Du mehr verlangen?“

„Aber sein Geheimniß?“

„O zum Henker, daß ihr Weiber doch allemal mit den Füßen stampfen müßt, wenn das Wort Geheimniß genannt wird! Sein Geheim-

niß — er will wissen, ob Du Herr Deiner Neugierde seyn kannst."

Sie ging halb getröstet neben mir her. Sie fragte dann nach den Worten unserer Unterredung. Ich sagte so viel, als sie tragen konnte, verwies sie auf die Härte und den Haß seines Vaters, und so kamen wir zu Hause an.

Ich erzählte dann Warniken die Unterredung mit meinem Neffen. Er legte die Hand an die Stirn. „Was denkst Du dazu, Capitain?"

„Nichts! gar nichts! Ich sinne mich zu Tode, was es seyn mag, das den jungen Menschen so finster macht. Ich sinne nichts heraus."

„Wäre es nichts, als eine Betrügerei," sagte Warnike, „so —"

„Aber welche? Ich bitte Dich, welche kann es seyn? welche? Was kann er dem jungen Menschen gesagt haben, was ihn so gewiß von Clementinen scheidet? Er liebt sie, das ist gewiß, und er entsagt ihrer Hand. Was kann es seyn?"

„Eine Betrügerei, die wir entdecken müssen, oder zerreißen."

„Zerreißen? Wie das?"

„Zerreißen! zerreißen, sage ich Dir! Kannst

Du sie nicht entdecken, so zerreiße ich sie. Ich gebe Dir mein Wort, Capitain! Ich zerreiße sie! Frage nicht wie? aber glaube mir!"

Er schüttelte mir die Hand dabei so kräftig, daß ich wieder meine Ehrensprünge mache, ob ich gleich nicht begreifen kann, wie Warnike sie zerreißen will. Zerreißen? gut denn! erst will ich die Probe machen, die Betrügerei zu entdecken.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Alexander reiste nun wieder nach Lübeck; ich blieb mit Clementinen in Grünau. Meine Clementine war jetzt wie ein Nachtschmetterling. Sie suchte die dunkelsten Gegenden des Parks. Sie saß mit hängendem Köpfchen unter jeder Thränenweide, oder an dem Monumente eines Grabes, das man hieher zur Pracht gesetzt hatte.

„Alle Henker!" rief ich, da ich sie hier immer fand — „der Mensch sollte nur über das geborne Unglück klagen; so voll ist das Leben von Trennungen, Unglücksfällen und dergleichen. Was jammerst du über ein Weh, wo-

mit die Zukunft noch schwanger geht, und wer weiß, ob sie nicht ein Glück gebiehrt? Ja, du sitzest da an deinem wahren Bilde, an einem Leichensteine, unter dem keine Asche liegt, der nichts in sich schließt, nicht einen Seufzer. Nenne mir das Unglück, Clementine, worüber Du da sitzest, wie ein Leichenstein? Nenne es mir!" Sie stand auf und ging mit mir weiter. Wir kamen an einen Rosenbusch, von dem der Gärtner die Knospen abbrach. „Sehen Sie," sagte sie schmerzlich — „ein Bild des Geschicks! Er bricht die Knospen von dem jungen Leben!"

„Ganz recht!" rief ich — „damit er ein paar Monate später und schöner blühen soll!"

Sieh, Roger! so fiel sie über alles her, was ihrem Grame Nahrung geben konnte. Dann ging sie an das Echo am See hinauf, und sang mit rührender Stimme: „Ich klage dir!" und ließ sich von dem Echo die Töne wiederholen.

Ich hingegen, mich verlassend auf Warnikens Versicherung, suchte meinem Bruder seine Geheimnisse abzulocken. Ich sprach den alten Dietrich selbst; allein der wußte nicht viel mehr, als daß nach der Wiederkunft Leopolds es in den ersten Tagen sehr heftige Szenen zwischen Vater und Sohn gegeben.

Auf einmal aber sey aller Streit zu Ende gewesen. Sohn und Vater sind versöhnt; und Leopold verschließt sich in ein dunkles Zimmer.

Ein paar Tage drauf ging ich denn zu meinem Bruder, um zu sehen, ob ich ihm sein Geheimniß nicht entreißen könnte. Der Bediente sagte mir, er sey nicht zu Hause. Ich antwortete ruhig: „Ich habe Zeit zu warten, bis er zurück kommt.“ Ich wußte, er war zu Hause. Ich ging in seines Sohnes Zimmer, das dem seinen gegen über war, ließ die Thür offen, damit er mir nicht entschlüpfen konnte, und nahm das erste Buch in die Hand, das ich fand. Aber ich konnte nicht lesen Mir fiel ein, wie der arme Mensch sein Leben, und sein Glück dazu verschwendet, was er alles an die Befriedigung einer Leidenschaft setzt, die gar nichts mit dem Glücke zu thun hat.

Da saß ich mehrere Stunden, und mein Herz war erweicht; ich hätte dem Teufel ein paar mitleidige Worte sagen können.

Ich hätte ihm sagen können: „Wir wollten auch wie Gott seyn, wie du, gefallener Engel, und das stürzt uns auch in eine Hölle, die eben so heiß ist als deine. Eben war ich in der Unterredung mit dem Teufel begriffen,

da trat mein Bruder aus seinem Zimmer, schwarz und prächtig gekleidet. Er kam gerade auf mich zu. „Du mußt mich entschuldigen, Ferdinand," sagte er sanft — „ich habe nur noch eben ein paar Minuten Zeit: ich bin in die Residenz, zum Fürsten beschieden. Ich will Dich auf der Rückreise in Lübeck besuchen."

Dieser ruhige Ton vollendete meine Erweichung. Ich bot ihm die Hand. Er nahm sie mit einem Lächeln, das nicht falsch war; er drückte sie mit einer Art von Rührung sogar. Der Teufel raunte mir zwar ins Ohr: „Nimm dich in Acht! Diese Ruhe, dieses Lächeln, diese Rührung sind nicht Zeichen seiner Liebe, sondern Zeichen, daß seine Rache vollendet ist, und das Gefühl, daß nun die Zeit Eurer Rache anhebt!" Aber ich jagte den schwarzen Gesellen mit einem Fußtritte von mir, und sagte: „Bist Du mein Bruder?"

„Ich war es immer," sagte er, und nahm den Himmel zum Zeugen. „Laß uns vergessen, was wir alle fehlten, ich vielleicht am meisten, Ferdinand! Aber bin ich denn nicht am meisten auch bestraft, härter als ich es verdiente? Sprich! Verfehlte ich nicht den Zweck meines Lebens? Ich liebte, und wurde gehaßt. Ich hatte eine Frau, und ihr Herz

schlug für einen Andern. Meine Söhne wurden in einem fremden Hause erzogen. Und der Dünhofer Bruder? stelle ihn gegen mich. Er hat des Lebens reichstes, feinstes Glück genossen. Du? Du? hängen sie nicht alle an Dir, als an dem gemeinschaftlichen Vater? Ich war der einzige Unglückliche. Sage nicht, ich habe es verdient. Wirf auch Deinen Blick auf das, was ich zu leiden hatte, so gar auf das, warum ichs zu leiden hatte. Ist das ein Trost, daß ich es verschuldet hatte? Wenn michs in Stunden erbitterte, was nun nicht anders seyn konnte: war diese Erbitterung nicht ein neues Leiden? Ihr habt mir alles entzogen; aber ich bin es müde, mit dem Schicksal zu hadern. Mit Euch haderte ich kaum. Ihr habt mich ermattet. O Bruder Ferdinand! ich war von Euch der Stolzeste, und ihr — gesteh, das Glück gab Euch, warum ich vergebens arbeitete. Ich habe zweimal geliebt, meine Frau und Warnikens Frau, und immer stand mir die Gestalt eines Menschen, den ich geliebt hatte, im Wege. Das Schicksal hat mich erbittert. Ich sehe das zuweilen ruhig ein, aber was hilfts? mein Leben liegt wie eine nackte, öde, unfruchtbare Sandwüste vor mir. Es thut doch weh, nichts zu seyn, wenn man alles seyn wollte."

Ich ließ ihn reden, so lange er wollte. Ja, es machte mich bestürzt, was er sagte.

„Bruder, hättest Du so anfangs gesprochen!“ sagte ich endlich.

„Konnte ich denn? War't Ihr nicht zur Hälfte Schuld? Deine Mummerei, Dein Heimlichthun, Dein Verkehr mit Menschen, die meine Feinde waren. Du zogest meine Söhne hinter meinem Rücken an Dich. War ich nicht Vater? Durftest Du alles: warum nicht auch ich? Ich erkannte Dich früh aus einem Billet an Leopold. Du kauftest Grünau, ich fürchte, mir zum Verdruß, setztest Warniken dahin, den ich Ursach hatte, Meilen weit von mir zu wünschen. Dein Neffe Julius, der an Deinen Winken hängt, brachte meinen Sohn an den Rand des Grabes. Du hattest Staken besucht, hattest Dich zwischen eine Verbindung gedrängt, die ich wünschte. Das Mädchen mußte mich betrügen, mein Sohn half dazu. Ich mußte der Narr aller dieser Menschen werden; denn das Mädchen ist eine sehr brave Hausfrau geworden, was ich vermuthete. Meint Ihr, ich habe mich nicht zu beklagen, weil ich immer schwieg?“

Sieh, Roger, da stand ich erstaunt und fast verwirrt da, so viel Schein hatten seine Vorwürfe. Ich reichte ihm die Hand. „Bru-

der, was ich dabei verwürkt habe, will ich gern mit Reue gestehen. Aber das alles kam so unschuldig, daß die Unschuld selbst meine Schuld auf sich nehmen konnte."

Ich erzählte ihm, wie alles gekommen war. Er hörte recht aufmerksam zu. Dann hob er an: „Du wirst nicht sagen, Bruder, daß Deine Apologie keine schwachen Stellen habe. Denn Leopolden hast Du an Dich gezogen; ich war doch sein Vater. Aber sey auch so unschuldig wie die Unschuld selbst: so sprich, konnte ich es wissen? konnte ich es ahnen? sollte ich mich nicht wehren? Und wahrlich, ich wehrte mich nicht, so gut ich konnte. Aber das ists nicht, was ich sagen wollte. Das nicht! Ich bin ermattet von dem langen vergeblichen Kampfe. Ich will die letzten Tage in Ruhe leben. Ich bitte Euch, laßt mir die Ruhe, die mir das Alter, die Erfahrung, auch die Reue bereitet hat."

„Warum nicht mehr, Bruder? warum nicht Glück, das sich so schön Dir anbietet? Dein Sohn Alexander ist glücklich. Statt zum Fürsten zu fahren, fahre mit mir nach Dünhof, zu Deinem Bruder."

„Das kann ich nicht, Bruder, das nicht. Denke nur, was unter uns vorgefallen ist. Wenn auch er es vergessen hat, und das glau-

be ich wohl: so habe ich es nicht vergessen, weder Schuld, noch Unglück. Sein und mein Verhältniß bleibt am besten unangerührt. Der Tod allein kann die Decke der Vergessenheit darüber hinziehen. Es ist nun so, Ferdinand! Es wäre ein Spiel mit der Tugend, wenn wir je sagen wollten: Wir haben vergessen! Wir sind Menschen! Vergiß das nicht!"

Er sagte das mit Rührung; und je mehr ich überlege, desto mehr Recht hat er. Es ist männlich, das nicht wiedersehen, was man nicht ohne Widerwillen sehen kann.

„Und darum eben" fuhr er fort: „warum mußte mein Sohn in eine Familie treten, deren Haupt nie vor mein Angesicht treten kann, ohne es zu beschämen? Nur das will ich sagen, obgleich meine Empfindung jetzt bitterer ist. Ich habe einen Sohn durch ihn verloren, wenn er auch unschuldig ist. Ist das dem Vater nichts? Sprich! Das Schicksal that es, sagt Ihr! Ihr mögt Recht haben Aber Ihr gewinnt die Summen, die ich im Spiel mit dem Geschick verliere, und der Verlierer kann den Gewinner nicht lieben, rede Du über die Empfindung, was Du willst. Mein zweiter Sohn —"

„Ich zittre — er liebt Clementinen, Clementine ihn."

„Deine Schuld, nicht des Schicksals. Einen Sohn hättet Ihr dem unglücklichen Vater doch lassen können!“

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. „Bruder,“ sagte ich endlich mit einer großen Bewegung — „da wir hier einmal stehen, wie vor Gott, und mit einander rechnen: so laß mich mein Herz ausschütten. Regine war unglücklich, durch wen? durch wen? Wenn ihr heiliger Schatten von Dir versöhnt werden soll, und mich dünkt, Du hast es in Deiner letzten Stunde, die Dich mit ihr wieder vereinigen soll, nöthig, sie zu versöhnen: so — so — welche schönere Versöhnung kannst Du finden, als daß ihre Söhne die Töchter des Mannes heirathen, den sie liebte, mit dem der Himmel sie verbunden hatte?“

„Sie ist versöhnt; denn ihr Sohn hat des Mannes Tochter, von dem Du sagst, und ich schweige dazu.

„Soll ihr zweiter Sohn unglücklich seyn? Rede! Die Schuld ist mein, daß er nicht anders glücklich seyn kann, als in dieser Verbindung; aber was kann er für meine Schuld?“

„Was ich für sein Unglück, frage ich. Ich wollte, Du hättest ihn gesprochen. Glaube mir, es liegt ein anderes Hinderniß zwischen

dieser Verbindung, als mein Wille, als meine Wünsche, als mein Glück."

„Was ist das?" —

Er sah mich finster an. Ein Etwas, was zum mindesten nicht meine Schuld ist, nicht Eure! das ist alles, was ich davon sagen kann. Eine unglückliche Begebenheit macht diese Verbindung zu einer Unmöglichkeit. Er liebt das Mädchen mit einer ungeheuren Leidenschaft. Auch das danke ich Euch, wenn er unter dieser Leidenschaft erliegt. Aber ich beschwöre Euch, ladet ja nicht, auch wenn Ihr könntet, eine Schuld auf das junge Herz meines Sohnes! Ihr könntet in seiner Familie wiederholen, was so feindlich auf meinem Hause liegt. Er kann Clementinen nicht heirathen. Ich habe es ihm nicht untersagt, sondern er sich selbst. Selbst, wenn ich dieses letzte Opfer auch noch bringen wollte; wenn ich Euch auch noch den letzten Rest meines Glücks geben wollte: so wird er nicht wollen, so lange er weiß, was heilige Pflicht ist, so lange er fühlt, daß Gerechtigkeit mehr ist als Glück. Wage es nicht, Bruder, ihn zu bereden! Laßt sie Beide trauren; die Zeit wird sie vielleicht Vergessenheit lehren."

„Darf ich es nicht wissen, Bruder?" fragte ich ängstlich.

„Weiß ich es denn selbst? Ein heißer Kopf, ein heißes Herz, ein seltsames Geschick kann einen Jüngling leicht verwirren. Kannst Du den fahrenden Blitz in seinem Gange aufhalten, Bruder: so kannst Du auch den Gang seines Geschicks halten. Laßt ihn ja, ich bitte Euch! Laßt ihn ja! Ihr würdet mich nicht mehr verwunden, als Euch selbst. Aber ich muß fort, Ferdinand! Ich will Dich in Lübeck besuchen, wenn ich weiß, daß Du allein bist." Er reichte mir die Hand. Dann ging er, dann ging ich.

Ich ging nach Grünau. Ich erzählte Warniken unsere Unterredung. Warnike sagte, was mich halb und halb verdroß: „Wenn es nichts mehr und nichts weniger wäre, als ein Spitzbubenstreich?"

„Warnike, Du hast auf meine Erzählung nicht geachtet."

„Das habe ich, und sage dennoch, wenn es ein Spitzbubenstreich wäre."

„Hilf mir denn ersinnen, welcher es seyn könnte."

„Wäre es ein Schicksal, so hilf mir ersinnen, welches es seyn könnte. Laß mir Zeit! Ich schnüre ihm die Kehle zu; und wenn er dann nicht gesteht, er war ein Spitzbube: so will ich wieder ein Winkeladvokat werden, und

ohne Freund, und ohne Frau. Laß mir Zeit; ich habe ihn, denke ich. Ich habe ihn."

„Immer Räthsel, und ewig Räthsel!"

„Ja, lieber Freund, ja! immer Räthsel! Der Blitz, der ihn treffen soll, muß aus dem heitern Himmel herab fahren; sonst weiß er ihn abzulenken. Meinst Du nicht, daß er mich im Auge hat? Aber hoffe! das ist alles, was ich sagen kann."

So stehts! fahr wohl! Ich will auf Willems Hochzeit noch einmal tanzen, alle Sorgen über den Haufen werfen. Alle Teufel! der Seemann hat Recht, so bald er am Lande ist, vergißt er alle Stürme, den vergangenen und den kommenden. Das Leben ist nichts als eine Seefahrt, und ein Sturm begräbt doch einmal Mann und Maus. Gott gebe uns eine sanfte Fahrt, und ein gutes Gewissen am Tage des letzten Sturms. Fahr wohl!

Die Rache der Eifersucht.

Der Geheimerath haßte seinen Bruder in Dünhof unbeschreiblich bitter. Seinen jüngsten Bruder, den Capitain, hatte er immer geachtet. Sein starker Charakter, sein unternehmender Geist, seine Beharrlichkeit in allem, was er unternahm, erregte wohl seinen Neid; aber er setzte dieser Stärke, diesem Geiste den seinen entgegen. Er erreichte langsam mit listiger Verschwiegenheit, was der in einem Sprunge erfaßte. Den Dünhofer Bruder verachtete er wegen seiner Weichheit, wegen seiner Nachgiebigkeit, mit der er überall vor den Menschen zurücktrat, nichts wollte, als was ihm alle andere übrig ließen. „Ich ehre," sagte er, Ferdinands Stärke; er muß meine Klugheit ehren, die mich so weit bringt, als er fliegt." Ferdinands Liebe gegen den Dünhofer hielt er für Mitleiden mit dem hülflosen Bruder, was er nicht fühlte, weil er ihn für unthätig hielt.

Der Geheimerath hatte Reginen früher als sein Bruder auf einem Spaziergange zu der Eiche gesehen. Er sah sie unbemerkt. Das reizende Geschöpf gefiel ihm. Aber das war ihm nicht genug, der in der Jugend schon ein großes Haus, Equipage, einen stolzen Titel

zum Glück des Lebens unentbehrlich hielt. Er folgte dem Mädchen von weitem, und er sah sie in Dünhof verschwinden. Er sagte nicht ein Wort von dem Daseyn des Mädchens, sondern er schlich nach Dünhof. Er kundschaftete nach Brakenbuschs Namen, Vermögen, Umständen. Er sah das Mädcheu wieder, und fing an, sie zu lieben. Doch das Mädchen mußte reich seyn, was er lieben sollte. Er sprach sie nicht, und das Vermögen des Vaters schien ihm nicht groß genug. So schlich er lange, sehr lange um das Mädchen her, und seine Liebe wurde immer heftiger. Endlich kam er dem Vater auf die Spur. Er erfuhr seinen Namen, den Namen Brakenbusch aus Lübeck. Er ging der ersten Spur ganz leise nach, und erfuhr, daß Regine die Erbin ihres reichen Vaters war. Da brach seine Liebe in hohen Flammen hervor. Er machte seinen Plan, mit der Familie bekannt zu werden, mit dem hohen Triumphe über seine List, über sein Glück. Er wußte, der Vater war ein seltsamer Mann, der nur seiner Tochter Glück wollte. Er hatte seine Rolle ganz einstudirt, den Vater zu fangen, das Herz des Mädchens zu erobern. Er ging den Weg nach Dünhof, mit dem Kitzel über seine Feinheit, und er sah — seinen Bru-

der Ferdinand mit dem Vater daher treten.

Der Anblick fiel schwer auf sein Herz. Beide, Reginens Vater und sein Bruder, setzten sich in den Schatten eines Baums. Der Geheimerath behorchte einen Theil ihres Gesprächs voll eines hohen Vertrauens. Ferdinand, fiel ihm nun ein, war seit einiger Zeit höchst unruhig gewesen, oft abwesend, ohne daß Jemand gewußt hatte, wo er war. Ferdinand liebte das Mädchen: das sah er wohl. Der heftige Mensch war wieder mit seiner Raschheit an sein Ziel gesprungen, das er langsam erreichen wollte.

Er haßte ihn darum; aber er achtete ihn doch. Er fühlte, daß er die Schuld seines Unglücks in seiner langsamen Vorsicht suchen müßte. Er trat zurück, um erst zu wissen, wie weit sein Bruder mit Reginen war. Er schlich immer hinter den Büschen um Dünhof her, lauerte auf seinen Bruder, der viel bei dem Vater Reginens, sogar im Hause war. Aber Reginen sah er niemals in Gesellschaft seines Bruders. Das wunderte ihn, und gab ihm Hoffnung. Er beobachtete Ferdinanden zu Hause. Er durchsuchte, wenn er ihn schreiben gesehen hatte, seine Papiere. Er fand Lieder einer hohen Liebe, voll seltsa-

mer Ausdrücke, die er nicht verstand, weil immer von Opfern die Rede war, die er dem geliebten Freunde seines Lebens brachte.

Daß es Reginen betraf, war ihm nicht zweifelhaft; denn Reginens Name war genannt. Auch kam die Eiche auf der Höhe oft in den Gedichten vor. Er ging zu der Eiche, und sah Reginen in Gustavs Armen. Er horchte, er hörte, daß Gustav nicht einmal den Namen seiner Geliebten wußte. Mit Zähneknirschen sah er, daß wieder das blinde Glück dem Weichling, dem unthätigen Träumer das reiche Geschenk in den Schooß geworfen hatte, und in seinem Busen mischte sich der finsterste Haß mit der Verachtung.

Er war fest entschlossen, dazwischen zu treten, was es auch kosten möchte, mit Ferdinandinen gemeinschaftliche Sache gegen den glücklichen Weichling zu machen; aber er verstand jetzt, was Ferdinand von Opfern der Liebe sprach. Er mußte schweigen.

Sie zogen in die Stadt. Sein Haß, sein Widerwille erreichte den höchsten Grad, da sein Oheim ihm sagte, daß der Rath Brakenbusch ihm insgeheim Anträge gemacht habe, seine Tochter mit Gustav zu verbinden. Er erfuhr erst jetzt, wie ungeheuer reich Brakenbusch war, erfuhr, daß sein Bru-

der den Namen nicht einmal kannte. Da fuhr er auf, ob er nicht vielleicht noch jetzt das Ziel seiner Hoffnungen erreichen könnte, und er erreichte es.

Aber als er am Ziele stand, in dem fürchterlichen Triumphe seiner List, seiner Betrügerei, da faßte seine Hand mit dem Siegskranze auch die Qualen der Hölle. Regine hing mit unendlicher Liebe an dem Menschen, den er so tief verachtete, und der edle Ferdinand hatte seine Hoffnungen an den weichlichen Bruder abgetreten. Nur unter Ferdinands großmüthigem Namen konnte er glücklich werden.

Er liebte Reginen; aber die Qualen einer brennenden Eifersucht störten jedes Glück seines Lebens. Keiner seiner Wünsche war erreicht. Auf der Stirn seiner Frau hingen Spuren eines Abscheues, die er ertragen hätte, aber auch Spuren einer Verachtung, die sein Leben vergifteten, die ihm unerträglich waren. Er zitterte, sein Bruder Gustav möchte noch in Deutschland seyn. Er traute ihm den Muth nicht zu, in eine andere Welt zu gehen.

Er beobachtete seine Frau, und fand nichts, bis auf den Tag, da sie in Dünhof den unglücklichen Gustav getroffen hatte. Da hatte

Regine nicht mehr Stärke genug, den Abscheu gegen den Bösewicht zu verbergen. Ihr Mann sah, es war etwas vorgegangen. Er forschte, er erfuhr, sein Bruder hatte in Dünhof gelebt. Seine Frau hatte ihn gesprochen. Da ergriff ihn der Teufel der Eifersucht mit furchtbarer Gewalt. Er ging selbst nach Dünhof; sein Bruder war nicht mehr da. Aber er konnte durchaus nicht erfahren, wo er war.

Die Nemesis hatte ihn auf eine langsame Folterbank geschmiedet. Er beobachtete seine Frau, alle ihre Gänge; er sah nichts als den Abscheu, den sie gegen ihn gefaßt hatte. Sein Amt rief ihn zuweilen ganze Wochen aus dem Hause. Er verließ es zitternd Er hatte seine Frau mit Spionen umringt; aber er zweifelte an der Treue seiner Aufpasser.

Der Gram zerstörte die Gesundheit seiner Frau, die er liebte, und die ihn haßte. Er fand den Tag ihres Todes den verhaßten Bruder in den Armen seiner Frau. „Gustav! geliebter Gustav!" hörte er sie sagen. Er hörte von Briefen reden, die sein Bruder empfangen hatte, und Niemand gab sich die Mühe, ihm den Zusammenhang zu erklären. Er selbst setzte sich in der finstern Seele einen Ro-

man zusammen, von geheimen Zusammenkünften seiner Frau mit seinem Bruder.

Brakenbusch nahm ihm seine Kinder, ohne wiederum ihm Gründe zu sagen. Der unglückliche Mensch suchte für alles Gründe, und fand sie in einer Untreue seiner unschuldigen Frau, die, das war seine Höllenpein, wiederum nicht erwiesen war. Sein ältester Sohn, Alexander, war sein Sohn. Leopolden nahm er oft auf die Knie, und betrachtete seine Züge; er fand dennoch Aehnlichkeit mit sich selbst. „Aber,“ rief er dann wüthend — „sind nicht meine Züge auch die Züge dieses verhaßten Menschen, der mich entehrt hat?“

So sammelte die lange Folter der Zeit, die fortdauernde Eifersucht, die Ungewißheit seiner Entehrung, sein Stolz, sich so hintergangen zu sehen von einem Menschen, den er so tief unter sich sah, in seinem Herzen alles Bittere auf, was je Herzen gekränkt hat, und bildete daraus den Haß gegen den Dünhofer Bruder.

So oft er den Blick auf das Haus dieses Bruders warf, der in enger Beschränkung lebte, so zündete dennoch der Blick den Haß stärker auf; denn dieser Bruder war glücklich in den Armen einer häuslichen Liebe mit Frau und Kindern. Ueberall umringten den verhaß-

ten Menschen Geschöpfe, die Jenen liebten. Der alte Salfeld in seiner ehrlichen Hitze verstärkte den Haß noch mehr, wenn er von dem Dünhofer erzählte, wie in der ganzen armen Familie Ein Herz voll aufopfernder Liebe pulsirte, wie die Mädchen heranwüchsen in Engelsschönheit, und die Söhne in männlicher Kraft, und wie doch das Band der Liebe sie alle umfinge!

Zu diesem Gemählde stellte der Geheimerath seines: Wie fremd seine Söhne ihm waren, wie kalt! Wie sie ihren Erzieher, den Prediger, mehr liebten, als ihn, den Vater! Wie weit des Vaters und der Söhne Grundsätze auseinander lagen! Wie sie das Leben ganz anders ansahen, als er konnte und mußte! Der Geheimerath vergaß hier, was er nie that, den Reichthum seines Hauses, den großen Einfluß, den er auf die Regierung hatte; er heftete nur seine Blicke auf den Reichthum seines Bruders an Liebe, und auf seine Armuth; und der Zorn riß auf seinen wilden Flügeln die letzten Fasern der alten Bruderbekanntschaft auseinander. Der finstere Mensch stand gegen seinen Bruder, wie sein Todfeind. Er hätte ihn verderben mögen. Aber die Armuth, das stille Leben seines Bruders ließ sich auf keine Weise angreifen, und hätte er ihn

angreifen können: so hielten ihn tausend Bedenklichkeiten zurück. Die Welt — denn es war nicht ganz unbekannt geblieben, wie er zu seiner reichen Frau gekommen — die Welt nahm die Parthei seines Bruders, und er, der nicht vor dem Urtheil seines Gewissens zitterte, zitterte vor dem Urtheile der Welt.

Die Begebenheit mit Warnikens Frau, die er mit einer finstern Leidenschaft heftig liebte, und die er hätte heirathen können, erbitterte ihn aufs neue, und gegen seine Brüder; denn Warnike war ihr Freund gewesen. Er stürzte Warniken; aber er zitterte vor ihm insgeheim.

Seines Bruders Sohn ging nach Göttingen, und aus Alexanders Briefen an seinen Bruder sah er — daß sein Sohn diesen Menschen liebte und ehrte.

Da kam der Capitain, den er anfangs nicht kannte; aber er hörte, daß dieser Capitain in Dünhof gewesen, seines Bruders Sohn wie seinen Sohn behandelte; und auf einmal stand dieser reiche Mann als sein Bruder Ferdinand da, und der Dünhofer war der Erbe des reichen Bruders. Da verschwand sein letzter Vorzug, der Reichthum.

Was Zufall war, schien ihm wohlbedachter Plan. Die Brüder haßten ihn. Man wollte

ihm seine Söhne entziehen, sie mit den Töchtern seines verhaßten Bruders verbinden, und so seinen Reichthum in die Familie zurück bringen.

Die Begebenheit mit Stake schien ihm eine Komödie, die von seinem Bruder herrührte, wobei er das erbitternde Gefühl hatte, daß man ihn lächerlich gemacht hätte. Sein Sohn heirathete Reginen. Sein Besuch bei ihm schien ihm nichts als ein Triumph, den man über ihn haben wollte. Sein Haß wurde immer finsterer. Man griff ihn mit allen Waffen an: da griff er zu den fürchterlichsten Waffen, sich zu wehren, um doch Einen Triumph über diese glücklichen, ihn verspottenden Menschen zu haben. Er wollte seinen Sohn Leopold auf ewig von ihnen losreißen! auf ewig! Ein Auge sollte doch in ihrem Hause voll Thränen hängen. Er wußte, wie leidenschaftlich Clementine seinen Sohn liebte.

So bald Leopold von seiner Reise zurück gekommen war, nahm er ihn allein, und suchte die Art seiner Liebe zu Clementinen zu ergründen. „Du bist jetzt mein Sohn, mein einziger Sohn, Leopold," sagte er — „und mein Erbe. Dein Bruder hat gegen meinen Willen geheirathet."

„Ein Mädchen, das er liebte, das ihn lieb-

te, ein sehr edles, theures Wesen, weiß ich aus seinen Briefen, mein Vater!"

Bei Dir gilt also das Ansehen des Vaters nichts?"

Sehr viel, sehr viel, mein Vater, wenn der Vater das Ansehen nicht verkennt, was ihm die Natur über die Kinder gegeben hat."

„Und das wäre?"

„Was jeder Alte über den unerfahrnen Jüngling haben sollte, das Ansehen der Erfahrung, der Klugheit, des Nachdenkens, der Weisheit, und das alles mit der schönen Vaterliebe gepaart."

„Schöne Worte, mein Sohn, bei denen dem Sohn erlaubt wäre, alles zu thun, was ihm gut dünkte; das wäre ein Kontrakt, den der Sohn mit jedem Augenblick für gebrochen erklären könnte. Gehorsam der Kinder wäre kein Gesetz! und die Natur, mein Sohn, gab Gesetze, und schloß keine Kontrakte mit ihren Geschöpfen."

„Die Natur gab Gesetze, aber gesetzlos machte sie Niemanden; und unbedingter Gehorsam gegen den Willen eines Menschen, er sey, wer er wolle, und hätte Natur und alles Heilige sein Ansehen beurkundet, heißt Gesetzlosigkeit."

„Siehst Du, wie viel mehr der Vater ist,

als der Sohn? er giebt dem Sohne in diesem Streite nach. Aber, Leopold, liegen denn Vater und Sohn so weit aus einander, sind sie beide so feindliche Wesen, daß die harte Gerechtigkeit über ihre Verbindung zu Gericht sitzen muß? Hängt denn nicht um Vater und Sohn das Band der wunderbarsten Liebe, einer so wunderbaren natürlichen Liebe, daß selbst die Gesetze Beide nicht neben einander als Zeugen zulassen, weil sie glauben, die Liebe wäre ihnen mehr als die Wahrheit? Wollen wir rechten über etwas, was die Natur dem Gesetz entzogen hat, weil sie glaubte, diese Verbindung könnte nicht gebrochen werden?"

Er umarmte seinen Sohn, und wollte gehen.

„Noch das Einzige, lieber Vater, lassen Sie mich hinzu setzen. Sie wissen, ich liebe Clementinen. Der Verdacht, in dem sie bei Ihnen und mir stand, ist gelöst. Ich will Ihnen die Briefe zeigen von dem Capitain, die erweisen —"

„Ich will mit Dir ein andermal davon reden, Leopold, in einigen Tagen schon; bis dahin aber bitte ich Dich, unterhalte keine Verbindung mit einem von ihnen! Nur ein paar Tage laß mir Zeit, mein Sohn!"

Der Sohn bückte sich, und der Vater ging in sein Zimmer.

Nach ein paar Tagen kam der Vater zu dem Sohn in den Garten. Er führte ihn im Gespräch hinten zu der Kapelle, wo der Leichnam Reginens ruhte. Da sind wir," sagte der Vater — „nahe bei dem Grabe Deiner Mutter. Es ist heute ihr Geburtstag! wenn Du willst: so setzen wir unser Gespräch von Deiner Liebe am Sarge Deiner Mutter fort."

„Das kommt nicht von ohngefähr, mein Vater?" fragte zweifelnd Leopold.

„Nein, nein, gar nicht, mein Sohn! Es ist von mir Absicht. Ich habe die Unterredung bis auf den heutigen Tag, bis an diesen Ort verschoben. Ich hätte sie gern ganz vermieden, wenn es möglich wäre, Leopold. Ganz! ganz! O guter Gott! ganz! Aber zu fürchten hast Du gar nichts, daß wir die Unterredung fortsetzen an einem Sarge, worin eine Frau schläft, die uns Beiden gleich theuer ist, und die eben darum ein Opfer werden mußte, daß man ihrer Liebe in den Weg trat. Das spricht für Dich, sehr für Dich, mein Sohn. Aber sieh, Leopold, Du bist mein letztes Kind, meine letzte Freude. Dich, o Dich möchte ich nicht gern verlieren, nicht gern aufopfern, und

doch müßte ich, wenn diese Rührung in der Brust Deines Vaters nichts über Dich vermögte. Laß uns immer gehen, mein Sohn! O ich wollte, ich könnte noch weiter ab von dem Leben mit Dir treten, bis an unsre Gräber hin, daß wir gar keinen Ton irgend einer Leidenschaft mehr hörten, nicht der heftigen Liebe, nicht des Hasses um alte Beleidigungen. Ich bin so gerührt, mein Sohn, so gerührt, daß ich, glaube mir, gern in dieser Minute mich in meinen Sarg hieher legen möchte, wo die Disharmonie der menschlichen Leidenschaften wenigstens schweigt, wenn sie sich nicht in Harmonie auflöst."

Er schloß die Kapelle auf, und Leopold trat mit dem Vater hinein. Der Sohn war gerührt, sein Herz war in der That erschüttert; denn er hatte Thränen in den Augen des Vaters gesehen. Der Vater setzte sich auf seinen eigenen Sarg, der leer da stand neben Reginens Sarge. Er betrachtete die Aufschrift auf dem Sarge, die seinen Namen, seinen Geburtstag enthielt. „Sieh, mein Freund," sagte der Vater — „es fehlt hier nichts mehr als noch eine Zahl, und ich ruhe aus von einem schweren Leben, glaube mir, von einem schweren, kummervollen Leben, das mir jetzt, da ich es von hinten ansehe, räth-

selhafter scheint, als eine Prophezeihung. Ein Wort der Liebe mehr, eine Hinterhaltung der Wahrheit weniger, und ich hätte hier vielleicht auf diesen Deckel einen Kranz aus Rosen legen können, als das Symbol meines Lebens. Es war nicht so. Reue kann das Herz beruhigen, das Grab von seinen Schrecken entkleiden, aber nicht den vergangenen Augenblick ändern. So wie Deine Mutter, werde ich einst hier ruhen, Du, meine beiden Brüder und wir, wir werden dann lächeln, hoffe ich, über den unruhigen Traum, der unsere Herzen weit aus einander hielt im Leben."

Hier stützte der Geheimerath sein Haupt auf den Sarg, auf dem er saß, und sah finster hinab auf den Deckel, als wollte er die Asche sehen, die da einst ruhen sollte.

Dann hob er die Augen traurig auf seinen Sohn, der voll Erwartung da saß, wie das enden würde. „Was ich fürchtete, ist freilich eingetroffen; aber so, so, mein Sohn, dachte ich es doch nicht. Ich hielt, dachte ich, den bösen Genius, der in unserm Hause waltete, wie weit von mir, und dennoch hat er mich ergriffen."

Nun saß er wieder ganz still da, ohne alle Bewegung. Dann fing er von neuem an: „Ich wünschte, mein Sohn, Du könntest mir

aufs Wort glauben: Clementine kann Deine Frau nicht werden. Kann nicht, mein Sohn! — Ich bitte Dich, Leopold, glaube mir, und füge Dich in das harte Geschick, ohne von mir eine Erklärung zu fodern. O mein Sohn! Bei diesen Särgen beschwöre ich Dich, gieb mir das Versprechen, Clementinen nicht zu heirathen."

„Das kann ich nicht, mein Vater! das nicht!"

„Sag, mein Sohn! ist es nicht möglich, daß Du mir eine andere Antwort geben kannst?"

„Nein, mein Vater! nicht möglich!"

„So muß ich! Guter Gott! so bin ich an die schwerste Stunde meines Lebens gekommen! O womit habe ich das Vertrauen meines Sohnes verwirkt? Womit? O ist es möglich, mein Kind, so erspare Deinem Vater die harte Stunde! Glaube ihm so! — denn ich sage Dir vorher, Clementine kann Deine Frau nie werden!"

„In der That, mein Vater, obwohl Sie mich ängstigen: so muß ich Sie doch bitten, mir die Gründe dieser Unmöglichkeit zu sagen."

„Diese Gründe liegen in der unglücklichen Begebenheit unserer Familie, die mich mein

Lebenlang verfolgt, und deren spätes Opfer Du werden mußtest."

„Ich kenne diese Begebenheit, mein Vater! nur anders, als Sie sie erzählen."

„Anders? Ach was ich davon ließ, was ich hinzu that, war ja nichts, mein Sohn, als was die Eitelkeit jedem Menschen bei der Erzählung eines Spaßes geboten hätte. Willst Du darum mit Deinem Vater hadern, daß er anstand, dem Sohne zu sagen: ich war nicht so tugendhaft, wie Du, mein Sohn? Sieh, jetzt sage ich es ja: Ich war nicht so tugendhaft, wie Du! Eine Leidenschaft, wilder und unbezähmter als Deine — denn an Deinem Herzen arbeitet nur die Liebe, mein Leopold; an meines hatten alle die wildesten Leidenschaften ihren Hebel gelegt, die heißeste Liebe, der Zorn, der Haß, die finstere Eifersucht, der ergrimmende Hohn, die verspottete Hoffnung, der gedemüthigte Ehrgeiz. Ich liebte diesen Bruder in Dünhof nicht, wie ich sollte, ich haßte ihn; denn — er trat nicht in meinen Weg, den ich mit verderblicher Leidenschaft als Sieger oder Verderber gehen mußte — sondern das Glück, ein armseliger Zufall warf ihn in meinen Weg, gegen den Sturm meiner Leidenschaft, an das Herz meiner Geliebten. Ist's so, wie man Dir erzählte?"

Leopold nickte.

„Er kannte nicht einmal des Mädchens Namen, das er sein nennen wollte, das er in behaglicher Ruhe mir geraubt hatte.“

„Geraubt, mein Vater?“

„Geraubt! geraubt! Ich liebte sie längst, ehe er sie kannte. Ich schwieg, ich bahnte den Weg zu ihr, und er stand am Ziele. Ich war ein junger Mensch, wie Du. Wie sollte der Jüngling sein Glück anders nennen als einen Raub?

„Ich nutzte den Umstand, daß er den Namen nicht wußte. Ich sagte ihm den Namen nicht; das war alles, was ich dabei that. Er entfloh. Ein Irrthum des Mädchens, an dessen Asche wir sitzen, verwechselte mich mit Ferdinand. Ich will wahr seyn, Leopold. Ich legte einen Brief, den er schrieb, anders aus. Ich nahm den Namen meines Bruders Ferdinand an. Meine Liebe, meine Klugheit triumphirte.“

„Klugheit, Vater?“ sagte Leopold mit niedergeschlagenem Blick.

„O Leopold! Leopold! willst Du meine Worte wägen, was wirst Du mit den Thaten des Vaters thun? Schone Deines Vaters! — — Regine wurde meine Frau. Ich glaubte, die Zeit sollte die Wunde in

Reginens und in meines Bruders Herzen sanft bedecken, die Entfernung sollte sie heilen. Ich sah dann noch einer frohen Zukunft entgegen, einer Stunde, in der mein Bruder sagen würde: ich habe Dir vergeben; sey glücklich! Auf diesen Triebsand hatte meine Klugheit den Plan gebaut, und die Quelle meiner Ruhe suchte ich in der verbannten Wüste. Ich erfuhr nun, und mein Haar richtete sich empor, als hätte ich des Verderbens Gespenst gesehen — ich erfuhr, mein Bruder war nicht in Amerika. Der Geliebte war mir fürchterlich nahe. Er war in Dünhof, und ich auf des Oheims Gute bei Dünhof. Der Rachengel dessen, was ich Klugheit nannte, führte Reginen nach Dünhof zu ihm, den sie in Amerika glaubte. Sie erfuhr nun alles, alles, was ich ersonnen hatte, glücklich mit ihr zu werden und sie, die Liebenden, zu trennen.

„Mein Weib war damals schwanger, gieb wohl Acht! mit Deinem Bruder Alexander. Gieb wohl Acht! Das Gewebe der Rache wird vor Deinen Augen schnell wachsen. Regine kam zu mir In ihren Augen brannte das Feuer des Hasses, der Verachtung, der Rache. Ich wußte noch nicht, aus welcher Quelle diese wilden Flammen empor schlugen. Ein

Domestik hatte meinen Bruder gesehen; hatte mein Weib in seinen Armen gesehen, hatte die Verwünschungen gehört, die ihr Mund, der Mund ihres Vaters über mich ausstießen.

„Ich zitterte; denn ich fühlte, ich hatte sie dient. Mein sanfter Plan in der Zukunft zerfloß in Luft, und ließ mir die Aussicht in eine Hölle, die an seiner Statt mit den quälenden Flammen der Eifersucht hervorschoß.

„Meinst Du, ich war glücklich? Meinst Du? Ich entfloh mit Reginen aus der gefährlichen Nachbarschaft hieher. Ich ertrug ihren Haß, ihre Verachtung mit wildem Unmuth, aber still. Ich beobachtete sie, so genau ich konnte. Da mußte ich eine Reise nach Hannover machen in Geschäften unsers Hofes. Mit einem finstern Mißmuth, mit einem geheimen Grauen verließ ich mein Weib. Drei Monate war ich in Hannover. Ich kam zurück, und fand alles geändert. Sie kam mir heiterer entgegen, viel heiterer als sonst. Aus ihrem Auge war der Zorn verschwunden, die Verachtung. An ihre Stelle war eine weiche, traurende Gefälligkeit getreten, die mir ein Räthsel war. Gieb wohl Acht, mein Sohn! Sieben Monate nach dem Tage meiner Zurückkunft wurdest Du geboren!"

Der Vater verhüllte das Gesicht; der Sohn

saß wie ein Gespenst da, zitternd, immer mehr erbleichend, immer fester und krampfhafter die Finger in einander schlagend, und langsam auf seiner Mutter Sarg niedersinkend, auf dem er saß.

In der freien Luft vor der Kapelle kam er wieder zu sich. Der Geheimerath hatte ihn dahin getragen. Er fand sich auf eine Rasenbank gelehnt. Der Vater saß in der Kapelle auf dem Sarge wieder, den er einst füllen sollte.

Lange saß Leopold starr wie ein Bild des Jammers auf seinem Rasen da, ohne einen Seufzer, fast ohne einen Hauch aus seinen Lippen. Endlich nach einer Stunde ermannte er sich, und ging in die Kapelle, wo sein Vater noch immer mit verhülltem Haupte saß, und fragte mit einem sterbend kalten Tone: „also Clementine — ist — meine Schwester?“

Kein Ton antwortete darauf, sein Vater erhob nur das zerstörte, bleiche Gesicht ihm ein wenig entgegen, und der Sohn ging langsam wieder zurück, und setzte sich auf den Rasen nieder, und starrte den Himmel an, so lange, bis das geblendete Auge am hellen blauen Himmel ohne Wolke die schwärzeste Gewittermitternacht sah. Unter diesem schwarzen ver-

finsterten Himmel hob er sich zum zweitenmal empor, und wie er das Auge niederschlug, da senkte sich das Gewitter, das in seinen Augen war, mit hinab zur Erde; aber er ging durch diese Dämmerung seines lang geblendeten Auges dennoch in die Kapelle, und sagte: „Ich bin also Ihr Sohn nicht? Sie sind mein Vater nicht?"

„Nein," sagte der Vater leise — „nein! darum eben — ich wollte Dich mir, dem verlassenen Vater, zum Trost retten. Geh zu ihnen, Du gehörst ihnen an; aber nicht Alexander."

Da stand der Sohn still auf der Schwelle der Kapelle, und sah ihn an, den Unglücklichen, und mitten in dem Schmerze hob sich das Mitleiden. Er ging nicht wie er erst wollte, sondern er sagte sanft: „Mein Vater!"

Da breitete der Vater die Arme aus, den Sohn aufzunehmen, und diese Bewegung der Liebe erregte in Leopolds Kopfe den Zweifel an der Wahrheit der Erzählung. Er blieb fester auf der Schwelle stehen. „So bin ich Ihr Sohn nicht?" sagte er noch einmal. — „So," fuhr er heftiger fort — „so stehe ich allein in der Welt, und in meiner Hand hängt mein Geschick." Seine Heftigkeit stieg, und er fuhr, sich immer mehr erhitzend, fort:

„Denn, beim Himmel! ich liebe das Mädchen, sie liebt mich, und ein Zweifel, ein Vielleicht, ein Phantom der Eifersucht, o vielleicht ein Plan der Rache, soll mich nicht um ein Glück bringen, das der Himmel mir beut!"

„O was kann ich dazu sagen, Leopold? Aber thut, was Ihr wollt! was Ihr wollt! Das Schicksal hat mich ausgeplündert, und nun jetzt nimmt es dem verlassenen Bettler noch den Stab, auf den er sich stützte. Aber zweifle nur wenigstens nicht an der Wahrheit, mein Sohn! Geh zu Ihnen; denn Du gehörst Ihnen! Dich darf ich nicht halten, Leopold!"

„Erweisen Sie mir, was Sie sagten. Können Sie das? können Sie mir erweisen?"

„Vielleicht! ja! — Denn ich habe die Befehle der Regierung an mich in Hannover, und die Briefe Deiner unglücklichen Mutter an mich. Aber welches Beweises bedarf es noch, Leopold? Wüßte ich gewiß, Du wärst mein Sohn: würde ich den letzten dem siegenden Feinde geben? würde ich? Ich hasse ihn, den Mann, der — ob ich gleich weiß, es ist unrecht. Geh zu ihm; aber — aber — ich mußte reden, Leopold! Ich zitterte, sie

könnten Dich bereden, ohne mein Wissen Deine Hand in Deiner Schwester Hand zu legen.

Hier stand Leopold wieder athemlos. „O Leopold," fuhr der Vater fort — „war ich das Ungeheuer, wofür Ihr mich hieltet: so hatte ich ja die Hölle für Euch alle in meiner Hand. Ich konnte den Capitain ja nur lassen, und dann hinterher sagen: sie ist seine Schwester!"

„O Gott, sehen Sie — müßte nicht Clementinens Vater es wissen, wenn ich sein Sohn wäre?"

„Das dachte ich, Leopold, und stützte mich auch darauf, da Du unter dem Namen Roger zu Clementinen geführt bist, daß Clementinens Vater selbst Dich unter keinem andern Namen kannte. Vielleicht, dachte ich, hat er selbst seine Einwilligung verweigert!"

„Ich gehe zu ihm; und legt er Clementinens Hand in meine, Vater, dann ist sie mein!"

„Du erschütterst mich immer mehr. Ich kenne ihn nicht, ich weiß nicht, was er zu thun im Stande wäre. Sagen dürfte er wohl nie, warum er Dir Clementinen nicht geben wollte; denn das Geständniß würde ihn

auf ewig mit dem edelstarken Capitain entzweien."

Da stand Leopold wieder an dem Schlunde einer neuen Hölle. Endlich sagte er: „Lassen Sie mich die Briefe sehen."

„Es war natürlich, daß du das fordern würdest, und so habe ich die Briefe bei mir." Er gab ihm die Briefe der Regierung an ihn nach Hannover, die Briefe Reginens von dieser Zeit. Die Zeit traf zu. Finster gab Leopold seinem Vater die Briefe wieder. In der Verzweiflung sagte er: „Wenn Sie keine andere Beweise haben, Vater — —"

„Keine andere? Mein alter Rudolph, Leopold, — Du kennst die ehrliche Seele — entdeckte mir, da Du geboren warst, da ich verzweifelte, daß — alles!"

„Ich will ihn selbst sprechen," rief der Sohn aufspringend.

„O mein Sohn, soll die Asche Deiner Mutter vor des Sohnes Richterstuhl gebracht werden? Soll die Schande in die Ruhe der Verwesung eindringen? Du bist fürchterlich, mein Sohn!"

„Gut denn, gut! Ich will nach Dünhof, vor Clementinen will ich hintreten, und sagen: Ich bin Dein Bruder! Vor ihn will ich treten, und rufen: Du bist mein Vater!"

„Ich muß mir wohl gefallen lassen, mein Sohn, was Du thust, thätest Du auch, was die erbitterte Leidenschaft gebietet. Aber Du thust nicht wohl, mein Sohn, in unserm Unglück auch noch die alten Verbrechen wieder lebendig hinzustellen. Ich wurde betrogen, mein Sohn; aber ich ließ das Herz der Frau dort in ehrenvoller Ruhe zu Staub zerfallen. Sie war doch Deine Mutter, Leopold, und Dich betrog sie nicht, Dich liebte sie mit einer unendlichen Liebe. Aber komme nun, was da komme: so bist Du, so ist Clementine gerettet, um einen theuren Preis gerettet. Es kostet mir den Sohn, es kostet mir den Namen Vater."

„Nein, nein, Vater," rief Leopold, und warf sich in seine Arme. „Es soll Ihnen nichts kosten, als diese schwere Stunde. Hier bei der stummen Asche meiner Mutter schwöre ich dir, ehrwürdiger Schatten einer zu unglücklichen Mutter, ich will stumm seyn, wie Deine Asche. Deine Asche soll ruhen, wie sie geruht hat. Kein Wort, kein Seufzer, keine Anklage soll Dich stören!" — —

Das eben war des Geheimeraths Hölle, daß er selbst das alles halb glaubte, was er seinem Sohn als Gewißheit sagte. Er war wirklich drei Monate lang in Hannover gewe-

sen; was er aber verschwieg, war, daß er auf drei Tage zu Hause bei seiner Frau in der Zeit gewesen war. Er sprach mit Rührung, mit Thränen, die aufrichtig waren. Sein Sohn fing an, ihm zu glauben.

Leopold hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Vater, der seinen eigenen Sohn verloren hatte, und einen fremden behielt, den Sohn des Menschen, den er am meisten haßte. Er zog den Geheimerath von diesem finstern Orte weg in das Haus.

Als beide ruhiger geworden waren, redeten sie mit einander von diesem traurigen Verhältnisse. Hier überzeugte der Geheimerath den Sohn nun vollends, daß er Clementinens Bruder sey, mit einigen wissentlichen Erdichtungen, die er ihm vertraute, von dem, was sein alter Rudolph sollte gesehen haben, den er nicht mit nach Hannover genommen, sondern als geheimen Aufseher Reginens zu Hause gelassen hatte. Diese Erdichtungen waren so künstlich, trugen das Gewand der Wahrheit so gut, daß Leopold ganz und gar keinen Zweifel mehr hegte.

Sein Vater fand die Entschuldigung dieser Lügen sehr bald. Es war ihm höchst wahrscheinlich, daß Leopold seines Bruders Sohn war. Er mußte also alles thun, um

eine verbrechenvolle Verbindung zu verhüten; aber eine geheime Stimme in ihm sagte viel leiser: „Und ist er mein Sohn, ist ers, war sie mir treu: so habe ich meine Rache für die Hölle, die ich um seinetwillen so lange tragen mußte.“

Der Geheimerath war also noch nicht so sehr Teufel, als sie Alle glaubten Er war viel unglücklicher, als er böse war. O wäre er glücklicher gewesen: wer weiß, ob nicht Reginens Sarg anders auf ihn gewirkt hätte. Aber so wurde alles dem Unglücklichen zu einer neuen Marter.

Am andern Morgen ging er überlegend im Garten umher. Er kam von ohngefähr in die Gegend der Kapelle.

Er sah durch die geöffnete Thür aus Reginens Sarge eine weibliche Gestalt emporsteigen, und — was er mit sterbendem Blick noch sah — ihm drohen. Das Entsetzen der Hölle ergriff ihn. Er floh, und an seinen Fersen folgte ihm das Heer der Verdammten. Das Hohngelächter der Hölle donnerte um sein Ohr. Der Gärtner kam ihn entgegen, und fragte ihn, da er seinen Herrn so bleich sah.

„Die Kapelle!“ rief der Geheimerath mit kochender Brust.

„Ich fand sie offen, ich wollte sie doch einmal rein machen lassen von meiner Tochter.“ Da wendete der Geheimerath sich um, und sah das Mådchen in der Kapelle sich hinter Reginens Sarg bůcken, sich wieder emporrichten. Er låchelte nun über sich; aber er ging doch nicht mehr in den Theil des Gartens, wo die Kapelle war. Er hatte aufs neue den Schatten seiner Frau beleidigt.

Was nun noch fehlte, vollendete eine neue Unterredung. Leopold versprach dem Vater mit einem Handschlage, Niemandem das schreckliche Geheimniß zu entdecken. Der Geheimerath verlangte es, um seine Ehre nicht zu verlieren. Der Sohn versprach es, um nicht neue Feindschaft, nicht neue Beleidigungen, nicht neuen Haß und neue Rache zu entzůnden. Er beschloß, abzureisen, Niemanden mehr zu sprechen.

Sein Vater wußte, daß er den Capitain und seinen Bruder sprechen mußte. „Ich habe Dir die Ehre Deiner Mutter, meine und Deine anvertraut, Leopold,“ sagte der Vater warnend. Sanft antwortete Leopold: „Und den Frieden der Důnhofer Familie, und die Einigkeit der beiden Brůder, und das entschlummerte Unglůck, mein Vater! Ich will es nicht erwecken!“

Er hielt Wort, und nach ein paar Tagen reiste er ab nach Wien, wo er den Prinzen antreffen sollte. Der Geheimerath überlistete seinen Bruder eben so gut als den Sohn in der Unterredung, die er mit ihm hielt.

Der Capitain kam trauernd nach Hause. Er redete mit Clementinen nicht mehr von dem geliebten Leopold. Das war dem Mädchen der Bürge, daß alle Hoffnung für sie verloren war. Sie überließ sich dem Gram aufs neue, und einem finsterern Gram als das erstemal, weil sie der Hoffnung so nahe gestanden hatte.

Der Engel der Versöhnung tritt zu dem harten Bruder.

Der alte Salfeld kam nach Lübeck, den Capitain kennen zu lernen Der alte Salfeld mit seiner treuherzigen, zornigen Ehrlichkeit, die nichts verschweigt, nichts beschönigt, stahl des Capitains Herz Er legte ihm den Fall mit Leopold und Clementinen vor. Der Alte hob seinen Stock, als wollte er Jemanden prügeln: das war seine ganze Antwort. „Aber," sagte er — „das Mäd-

chen muß hier fort, Herr Capitain! Sie schieben dem Gram des Mädchens ein Kopfkissen nach dem andern unter. Sie muß fort! Jedes Gesicht hier ist für sie ein Leichenstein, der sie an den Tod erinnert. Glauben Sie mir, man nimmt nur den halben Gram auf eine Reise mit, wie die Hälfte seiner Kleider. Geben Sie sie mir mit nach Hamburg. Ich habe zwei Nichten bei mir, leichtsinnig wie zwei Zephyre, und Lachpüppchen wie ein paar Lachtauben, vor deren fröhlichem Witz sich Clementinens Gram zu Tode schämen wird. Geben Sie sie mir mit!"

„Hier? hier?" — sagt sie: Leopold, so klingt's aus allen Ecken Leopold wieder. Bei mir? Potz, da muß sie lachen, weil meine Mädchen den Leopold nicht kennen, um den sie seufzt."

Das leuchtete dem Capitain ein. Clementine wurde gebeten, den alten Salfeld nach Hamburg zu begleiten. Sie ergriff, was man nicht erwartete, diese Idee mit Freuden, weil sie glaubte, sie würde da ungestört ihrem Gram nachhängen können, indem des Capitains Bitten sie so oft störten.

Sie ging mit Salfelden, und kam in seinem Hause an, und in die Gesellschaft seiner zwei fröhlichen Nichten, die, trotz ihrer

Lachtaubennatur, doch sehr angenehme Mädchen waren.

Anfangs hatte Clementine ihre Noth mit den Mädchen, aber sie konnte doch nicht undankbar seyn; denn beide Mädchen schlossen sich mit so viel Liebe an Clementinen, daß diese nicht weniger thun konnte, als etwas von ihrem Grame zu verbergen.

So sassen sie einen Morgen; da rief die eine Nichte: „Oheim! der Geheimerath Blume!“

Der Oheim fuhr auf: „Was will der Drache, der Jude, der Ischarioth? Aber Clementine, Du kannst ihn unter Deinem Namen nicht sprechen. — Nennt sie Julie Salfeld, wenn er frägt.“

„Julie Salfeld!“ riefen die Mädchen, und öffneten dem Geheimerath die Thür.

Er trat ins Zimmer. Er hatte ein Anliegen an Salfeld. Salfeld mußte seinen Actenschrank durchsuchen, und der Geheimerath blieb mit den drei Mädchen allein. Er war ein galanter Mann. „Wie heißen Sie, meine schönen Kinder?“ war seine erste Frage.

„Ich Minchen, die dort, Jettchen, und die da, unsere blasse Kusine, Julchen; Salfeld alle drei.“

„Minchen wurde gerufen, dem Oheim

Acten suchen zu helfen, dann Jettchen auch. Denn die Acten, die der Geheimerath haben wollte, waren nicht zu finden. Er blieb mit Clementinen allein.

Der galante Geheimerath hob sein Gespräch von des Mädchens Reizen an, und die demüthige Clementine antwortete bescheiden. Die Unterredung wurde nach und nach ernster und heiterer, und nach und nach wurden des Geheimeraths Benennungen vertraulicher. Mamsel Salfeld! dann Mamsel Julchen! dann liebes Julchen! dann, gutes theures Kind!

Endlich nahm er ihre Hand, und sagte: „Wie glücklich muß der Mann seyn, den Sie Vater, den Sie Oheim nennen, mein Kind!“

Da drang eine Thräne aus des Mädchens Auge, das ihn gern Vater genannt hätte, und der Instinkt lehrte sie, des Mannes Freundschaft nicht zu versäumen.

„Sie sind musikalisch, mein Kind?“

„Ein wenig!“

Nach einigen Minuten saß Clementine am Instrument, sang und spielte, und ihr Oheim stand hinter ihrem Stuhle, und horchte. Er war Kenner genug, um zu wissen, daß hier mehr spielte, als ein gewandter Finger — ein volles Herz, ein schönes Ohr.

Der alte Salfeld kam zurück mit den Acten, und bedauerte, daß der Geheimerath Langeweile gehabt hätte.

„Langeweile? liebster Herr Salfeld, in diesem Worte liegt eine große Ungerechtigkeit gegen Julchen.“

Die beiden Männer blieben nun allein. Der Geheimerath redete von den Acten; dann wieder mit Wärme von Julchen. „Ich beneide Ihnen vieles, lieber Salfeld! Sie sind ein glücklicher Mann; aber am meisten beneide ich Ihnen das Mädchen. Wollte Gott, mir wäre eine solche Tochter gebohren!“

Er konnte nicht aufhören, von Clementinens stillem und schönem Geiste zu reden.

Der alte Salfeld wurde roth, wie der Burgunder, der vor ihm stand, daß er nicht herausfahren durfte: sie ist Ihre Nichte! „Purr!“ rief er — „Purr! ein Mädchen, freilich, zum Henker, nicht aus gewöhnlichem Holz zu einer Christnachtspuppe geschnitzt, Herr Geheimerath, sondern hätte sie Flügel: so sagte ich selbst, ihr Oheim, ein Engel!“

„Sie sagten nicht mehr als ich sagen, als jeder Mann sagen würde.“

„Hm! ja! ja! ja!“ rief Salfeld, dem's im Busen brannte: „ja!“ und wünschte seinen Ischarioth auf den Brocken. Aber sein

Ischarioth ging nicht; sondern sagte freundlich, wie ein Eichhörnchen, daß er gern den Mittag bei Salfeld bleiben würde, wenn er ihn bäte. Da war's dem alten ehrlichen Mann, als ließe sich etwas aus dieser Begebenheit herauszimmern; er bat den Judas zu Tische.

Clementine legte am Tische vor, mit ihrer Grazie; unterhielt das Tischgespräch mit ihrer Anmuth; sie stahl das harte Herz des Mannes, der neben ihr saß, und nur mit einem höchst vergnügten Gesichte zuhörte.

Nach Tisch hielt der Geheimerath eine Lobrede nach der andern, und fragte: „Wie geht's zu, daß dieser Engel noch nicht versagt ist? Armuth gewiß, lieber Salfeld!“

„Mit nichten! das Mädchen ist reich genug, reicher als man glaubt. Sie hat leicht hundert tausend Mark.“

Der Geheimerath antwortete nicht, er nickte nur mit dem Kopfe.

„Also wohl doch schon versagt?“ fragte er aufs neue.

„Nein! nein! sie ist frei.“ Er nickte wieder.

Da kam ein Engländer zu Salfelden, um ihm einen Prozeß anzuvertrauen. Julchen wurde gerufen, die Dollmetscherin zwi-

schen dem schlechten Deutsch des Engländers und ihrem Oheim zu machen

Sie that das mit so viel Verstand, mit so viel Klarheit gab sie die Ideen des Engländers wieder. Sie setzte ihm die Schwierigkeiten, die ihr Oheim machte, so genau auseinander, daß der Engländer, ein junger Mann, den Zusammenhang verlor, ihre Hand ergriff, und englisch sagte: „Ich darf Sie nicht ansehen, wenn ich den Herrn aus Ihrem Munde verstehen soll.“

Die Sache war abgemacht. Nun blieb der Fremde noch, und Clementine unterhielt ihn, über sein Vaterland, über seine Nation, über den Unterschied zwischen Deutschen und Engländern, daß der Geheimerath, der sehr gut Englisch verstand, es nur nicht redete, in ein lebhaftes, aber stilles Entzücken gerieth, besonders darüber, daß sie den Lobsprüchen des Fremden, womit er sie überhäufte, so artig zu entgehen wußte, daß sie dem Mann immer fremd blieb, der sich so sichtlich mit dem höchsten Wohlgefallen an sie zu drängen suchte. Sie blieb so fremd, als sie artig gegen ihn war, und da er es dennoch zu arg mit seiner Freimüthigkeit machte, weil er ein Engländer und Jüngling war, und weil er glaubte, daß Niemand als Clementine ihn verstehe: so

schlug sie seine Anfälle mit so viel Geschicklichkeit zurück, mit so viel Anmuth, so genau zwischen Spott und Ernst auf der Linie des weiblichen Anstandes, daß der Engländer, ihre Hand küssend, sagte: „Ich habe gesehen, was ich nie sah; ein Mädchen dessen schöner, reicher Geist, dessen Schönheit unter dem ungeschminkten Schleier der Bescheidenheit sich verbarg.“ Er bückte sich tief gegen sie, und ging dann.

„Was sprach er denn?“ fragte Salfeld: „das ging ja recht hitzig! Er sprach ja, wie ein Liebhaber im ersten Feuer!“

Clementine antwortete sanft, was der Geheimerath am meisten bewunderte: „Er beschrieb mir die Schönheit seines Vaterlandes, und das kann kein Engländer, ohne nicht ein wenig auszusehen, als ein Liebhaber, wenn er mit seinem Mädchen spricht.“

Der Geheimerath ging endlich: aber nach den aufrichtigsten Versicherungen, daß er nie einen so schönen Tag gehabt hätte, als diesen. Er bat Salfelden um seine Freundschaft. Hier wäre der alte ehrliche Mann bald losgebrochen, wenn ihn nicht die kleine Eitelkeit umsponnen hätte, daß er vielleicht das Werkzeug seyn könnte, die Brüder mit einander zu versöhnen. Er begleitete den Geheimerath, und

sagte: „Es soll mir lieb seyn! es soll mir lieb seyn!“

Der Geheimerath kam wirklich wieder, und schneller, als Salfeld es gedacht hatte. Da rief Salfeld voll Eifer: „Hier, Kind, hier ist, denk' ich, Gott mit im Spiele. Clementine! Halte Dich brav!“ Sie hatte diese Woche die Küche, und Salfeld verlangte, sie sollte die Küche heute abtreten, wenn ihn nicht seine Nichten belehrt hätten, daß ein Mädchen, niedlich gekleidet, mit der Küchenschürze und der raschen Bewegung eben so schön in eines Mannes Auge sey, als ein Mädchen in einem Ballkleide. „Denn die Männer, lieber Oheim,' setzte die eine hinzu — „sind so ungerecht gegen uns, daß sie verlangen, wir sollen die kleinsten wie die größten Tugenden haben. Wir sollen so bewandert seyn auf dem Küchenheerde und im Waschhause, als auf dem Claviere und auf dem Parnasse.“

„Ja, wahrhaftig, Kind, Du hast Recht, und sie mag in ihrer Küchenschürze bleiben.“

Das Nichtchen hatte Recht. Der Geheimerath konnte seine Augen nicht abwenden, wenn Clementine mit den Schlüsseln, und in ihrer leichten Geschäftigkeit durch das Zimmer schwebte, um etwas zu holen. Eine Stunde

vor Tische kam ein Wagen voll Fremde vom Lande vor die Thür.

Salfeld sagte zu Clementinen: „Ei, ei, wie wird das werden, Clementinchen, mit unserm Mittagsessen? Zum Unglück ist unter den Gästen ein großer Schmecker, der nicht freundlich ist, wenn nicht etwas ganz besonderes auf dem Tische steht.“

Clementine lächelte. „Wenn Du lächelst: so weiß ich schon, daß es gehen wird.“

Das Nichtchen verschwand auf Minuten lang aus der Gesellschaft, ohne daß man es merkte, und um die Eßstunde, denn Salfeld war sehr genau, gingen sie zu Tisch, und der Schmecker fand, was er suchte.

„Das hätte ich kaum geglaubt, lieber Salfeld,“ sagte der Geheimerath.

„Ja, ja! Die andern beiden Mädchen ziehen an einem Mittagsessen so schwer, als wäre es ein Frachtwagen, und Clementine dreht so schnell daran, als wäre es das Rad eines Seilers.“

Clementine saß neben ihrem Oheim. Sie unterhielt ihn mit lebhaftem Interesse, und doch hatte sie die Augen und die Aufmerksamkeit überall bei jedem Gaste. Eine gefälligere Wirthin hatte der Geheimerath nie gesehen. Es war, als hätte sie zehn Augen, zehn

Hände und zehn Seelen für die Bedürfnisse der Alten, für die Unterhaltung zweier junger Herren, und für die Freude von ein paar Kindern, die mit da waren, und Lust hatten, ungezogen zu seyn, wenn sie nicht unterhalten würden.

„Ich schwöre Ihnen," sagte der Geheimerath — „ich habe nie so viel Tugenden an einem Mädchen zusammen gesehen, als an Julchen. Wie Teufel, geht es zu, daß sie nicht so viel Anbeter hat, als Bekannte?"

„Weil sie doch ihren Werth kennt, und höchst weiblich ist. Sie will keine Anbeter, sie will die Achtung und das Herz eines edlen Mannes."

Der Geheimerath schwieg nachsinnend; dann hob er auf einmal an: „Sie kennen ja wohl meinen Leopold, liebster Freund?"

„Vom Hörensagen blos, und einmal habe ich ihn bei Schramms gesehen."

Der Geheimerath brach das Gespräch ab, das für Salfeld so interessant zu werden anfing.

Als alles fort war, sprang Salfeld mitten im Zimmer hoch auf, und schwur, daß Clementine den alten Judas Ischarioth in ihrer Gewalt hätte, wenn sie wollte. „In seinem Kopfe geht etwas vor, mein

Julchen, das — Wir wollen weiter sehen."

Der Geheimerath erkundigte sich nach den hundert tausend Mark, die Julchen Salfeld, die Nichte Salfelds, haben sollte, und er hörte, dem sey so. Er kam wieder, er kam oft. Man sah es ihm an, daß er Julchen sehr genau beobachtete.

Clementine schrieb an den Capitain von ihrer peinlichen Lage, worin Salfelds Befehl, ihren Namen gegen ihren Oheim zu verbergen, sie gesetzt hatte. Aber Salfeld war wie rasend. Er breitete beide Arme weit aus einander, und schwur, er wollte die Sache ohne eines Menschen Hülfe zu Stande bringen, wenn man ihn ließe. „Betrügen nennt sie das? Alle Teufel! Ich hätte mir etwas Klügeres von dem Mädchen gedacht, als dieses Wort: betrügen! Ist's nicht wahr, Capitain?

„Ob sie Julchen heißt oder Clementine? Salfeld oder Blume? Ist das Betrug? frage ich. Er liebt sie um ihrer Tugenden willen, und die gehören ihr; dazu setzen wir nicht ein Titelchen. Er wird ihr seinen Leopold antragen, und nun frage ich die Göttin der Wahrheit selbst, ob wir roth zu werden brauchen, wenn wir dem Judas Ischarioth sagen: Als wir Sie durch das

Fenster auf unser Haus zusteuern sahen, da wußten wir in der Verlegenheit nichts anders zu thun, als das Mädchen, das Ihnen so verhaßt war, umzutaufen. Was hätten Sie gethan, Herr Geheimerath? Und ich will doch sehen, was er dann zu antworten hat, wenn sein Sohn sagt: Sie liebten sie selbst, Vater! Und sie hat keinen Fehler weiter, als den ich selbst habe, den Namen Blume. Ich will doch sehen, was er antworten kann!"

Der Capitain rief: „Ja, recht! Ich will doch sehen, was er antworten kann!"

Clementine erhielt also den Befehl von dem Capitain, ihren jetzigen Namen zu behalten. Was an Betrug und Lüge dabei wäre, nähme er dreist auf sein eigenes Gewissen.

Clementine machte zwar eine Menge Einwendungen; allein sie wurde überstimmt, und von Salfeld überschrieen. Sie mußte sich ergeben. Sie erhielt nur so viel, daß Salfeld und sie sich ganz leidend verhalten wollten.

„Das versteht sich ohnehin!" rief Salfeld beleidigt — „Jungfer, wofür siehst Du mich an? Für so eine Art von Pandarus, auf gut deutsch: Kuppler? Dazu bin ich und Du zu gut!"

Der Geheimerath kam wieder, kam jetzt

sehr oft; denn er hatte ein Gütchen nahe bei Hamburg. In seinen Unterredungen mit Salfeld und Clementinen kam der Name Leopold jetzt oft vor. Er sprach von seinem Charakter, von seiner Güte, von der Reinheit seiner Sitten. Das bestätigte der alte Salfeld zwar; aber ohne alle Wärme, ohne alle Theilnahme, eben so auch Clementine, ob sie gleich oft das Gesichtchen wegzuwenden hatte, damit die Glut der Wange sie nicht verriethe.

Der Geheimerath bat nun Salfeld mit seiner Familie zu sich. Salfeld schlug es ab. Er bat wieder, und Salfeld fuhr allein zum Geheimerath.

Der Geheimerath machte Salfelden die allerbittersten Vorwürfe, daß er seine Nichten nicht mitgebracht hatte, und hörte gar nicht davon auf.

„Ei zum Henker, was sollen meine Nichten hier?" rief Salfelden im Eifer — „Die Mädchen wollen nicht!"

„Wollen nicht? Das ist ein Anderes," sagte Blume nachdenkend — „Das geht mir nahe, sehr nahe; wollen wirklich nicht?"

„Nein; denn was sollen sie hier, wo nicht Frau, nicht Mädchen ist?"

„Viel sollten sie hier, recht sehr viel, lieber

Salfeld! einen armen Vater über die Abwesenheit seiner Kinder trösten. Noch mehr als das, noch mehr! Ihre Nichte Julie — o wie viel wollte ich darum geben, wir hätten uns früher gekannt, oder Sie kennten meinen Leopold!"

Er bat sie wieder, er bat so angelegentlich, daß es fast nicht möglich war, es ihm abzuschlagen. „Aber bemerken Sie wohl, Herr Geheimerath, daß wir nur auf Ihr Bitten kommen," sagte Salfeld deutsch heraus.

„Wenn Sie nur kommen," rief Blume, und sah Julien freundlich an. Sie kamen. Was das Land nur an Vergnügen geben kann, hatte der Geheimerath vorbereitet. Clementine wurde durch den Abstand seiner Güte gegen sie unter ihrem fremden Namen, von seiner eigentlichen Empfindung, so sehr gerührt, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte, wenn er sie in seine Arme nahm, in der That mit der Freundlichkeit eines Vaters."

„O mein theures Kind!" sagte er sanft = „warum vergießen Sie Thränen, liebes Julchen? O ich wollte ja die Wunder der Feenmährchen möglich machen, damit es Ihnen hier gefallen sollte! Ich wollte, es gefiele Ihnen nirgend, nirgend auf der Welt, als hier,

wo Sie die Königin seyn würden. Ich wollte, mein Sohn wäre hier, er verstände vielleicht die Kunst besser, Ihnen den Aufenthalt hier angenehmer zu machen."

Das alles rührte Clementinen noch mehr, und in der Auflösung ihres Herzens vergaß sie sich, sie legte das Haupt an des harten Mannes Brust, einen Augenblick lang. Ach, schnell richtete sie es wieder empor, und sah ihn bestürzt, mit fremden Blicken an. Aber ihr Oheim legte das schöne Haupt wieder an seine Brust, und nannte sie zum erstenmale mit einer Stimme voll zärtliche Liebe: „Tochter! meine geliebte Tochter!"

Da schluchzte das Mädchen in hoher Bewegung. Sie schlug die Arme einen Augenblick um seinen Hals. Dann aber ließ sie ihn fahren, und sagte leise weinend: „Ich bin ja Clementine!"

„Clementine?" rief der Geiheimerath verwirrt, er verstand sie nicht. — „Wie so? wie?"

„Ihre arme Nichte Clementine, Herr Geheimerath!" Hier fuhr er, heftig erschreckt, weit zurück. „Meines Bruders Tochter?" fragte er mit finstern Blicken; aber ohne Härte. „Werde ich denn immer betrogen?" fragte er leise und sanft.

„Betrogen nicht; Sie kamen so schnell. Wir wußten nichts zu machen. Ach, konnte ich denn unter dem Namen Ihrer Nichte unter Ihre Augen treten? Sag, Du seyst meine Nichte, Julie Salfeld, befahl mir Salfeld. Betrogen nicht! Wie könnte ich betrügen? Wir wollten ja nicht hieher, Herr Geheimerath! Ach, ich ging mit einem großen Schmerze; aber entschlossen, es Ihnen zu sagen, daß ich nur Clementine bin, nicht Julie, die Sie eben Tochter nannten. O mein Oheim, wie gern hätte ich auf diesen zärtlichen Namen, mit einem eben so zärtlichen geantwortet! wie gern!“

Der Geheimerath hatte die schöne Gestalt im Augen, die vor ihm stand, noch immer in der schönen, gebeugten Stellung, als läge sie noch an seinem Busen, die Hände von sich weggefalten; das Haupt auf einer Schulter ruhend, die Blicke demüthig an den Boden gerichtet. Er fühlte trotz seines unbeschreiblichen Hasses eine zärtliche Unruhe in seiner Brust, über die sein Herz durchaus nicht Herr werden konnte.

So standen sie Beide schweigend eine lange Minute lang. „Verdammtes Geschick!“ sagte er leise, wie zu sich selbst. Dann ging er den Weg zum Hause zurück. Er traf Salfelden. Bitterer, als es in seinem Innern

war, sagte er zu Salfelden: „Ich weiß, es ist Clementine. Ich sollte das nicht wissen, sehe ich. Sie hat es mir selbst gesagt!“

„Hat sie?“ polterte Salfeld heraus — „Der Schein einer Unwahrheit ist ihr schon die Lüge selbst.“

„Mich dünkt, Herr Salfeld, ich hätte das wissen sollen, da Ihnen nicht unbekannt war, daß ich —“

„Mich dünkt, Herr Geheimerath, daß Sie verteufelt wenig zu fodern haben von Leuten, wie ich bin —“

„Die Wahrheit wenigstens.“

„Aber nicht immer. Sie haben sich dem Mädchen aufgedrängt, nicht das Mädchen Ihnen. Ich sagte ja hundertmal: Was sollen sie hier? was? Sie baten so lange um unsern Besuch, daß er nicht anders mehr abzuschlagen war, als wir hätten Ihnen sagen müssen, wer sie war, und das wollte ich nicht; Sie wollte es.“

„Sie hatten wahrscheinlich mit dem Capitain einen Plan, der im Vermummen freilich seines Gleichen sucht.“

„Alle Teufel, Herr, und ich danke Gott dafür, daß es Ihres Gleichen auch nicht viel auf dem Erdboden giebt. Um Menschen, die sich des Capitains Gleichen nennen könnten, bett

ich alle Tage zu Gott, und ich denke, Gott würde mein Gebet gern erhören, wenn's seyn könnte."

„Beruhigen Sie sich, lieber Salfeld! Sie sehen, wie wenig ich mir daraus mache. Lassen Sie es gut seyn!"

„Wenn es gut ist, Herr Geheimerath! Sie haben sich jetzt selbst das Urtheil gesprochen. Sie haben Ihre Nichte für einen Engel erklärt, was sie auch ist. Mit welcher Stirn wollen Sie jetzt vor Ihren Sohn treten, der das Mädchen liebt?"

„Die Verbindung ist unmöglich, wird Ihnen der Capitain gesagt haben."

„Unmöglich? warum? Der Capitain ist zu gut, wenn er Ihnen einen Augenblick lang geglaubt hat. Sie mögen Ihren Sohn überlisten, und unglücklich machen; aber mich, mich, sollen Sie nicht überlisten, Herr! mich nicht! Der Himmel hat Ihnen noch einmal die Versöhnung in der Gestalt eines Engels geboten. Zittern Sie, Herr Geheimerath! die Geduld des Himmels kann so gut reißen, wie des Menschen Geduld!"

„Sie drohen mir: Sie? mir? Mein Herr, ich bin Ihr gehorsamer Diener!"

„Ja, ich drohe Ihnen! Ich! Ihnen!"

„Ich bin Ihr gehorsamer Diener, mein Herr Salfeld!"

Salfeld fluchte, rief seine Mädchen zusammen, und sie fuhren nach Hamburg. Der Geheimerath triumphirte, daß er so kalt geblieben war; aber innerlich fühlte er eine Unruhe, die er noch nie gefühlt hatte. Er hielt die Begebenheit für einen feinen Plan des Capitains; aber er mußte sich doch gestehen, daß zum mindesten Clementine nichts von diesem Plane gewußt hatte. Er mußte sich fort und fort gestehen, daß Clementine ein Engel war. Das reizte seinen Haß auf's neue gegen den Dünhofer Bruder. Dieser Engel war dessen Tochter. Er zitterte vor Leopold; denn seine Briefe an den Sohn waren voll von den Beschreibungen Juliens gewesen. Er hatte ihm unverholen gesagt, daß eine Verbindung mit diesem Mädchen ihn zu dem glücklichsten Vater machen würde. Er würde ihm sogar seine Einwilligung gegeben haben zu dieser Verbindung, wenn Julchen arm gewesen wäre. Er war seinem Sohne eine Entschädigung schuldig; denn er hatte mit Schrecken in dieser Zeit gehört, daß sein Bruder, während seiner Abwesenheit in Hannover, in Dresden gewesen war. Leopold — er zweifelte kaum mehr — war also sein Sohn.

Und nun war diese Julie, wiederum seine Nichte Clementine. Er war nicht glücklich; aber er war zu stolz, ihrer Familie alle Lorbeeren zu geben. Er verhärtete sich selbst. In seinem Herzen wohnte die Hölle. Es fiel ihm nicht ein, daß er sie in den Himmel verwandeln konnte. Er war nicht glücklich.

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Hier sende ich Dir ein paar Briefe von dem alten Polterer Salfeld, aus denen Du sehen wirst, wie unversöhnlich der Mensch aus Bronze ist. Er liebt Clementinen wirklich; aber nichts kann ihn bewegen. Nichts, gar nichts!

„So bewege ich ihn," rief Warnike, und die Glut des Zorns stieg auf das ruhige Gesicht. Ich fragte, wie?

„Das geht Dich nicht an; aber ich bewege oder bestrafe ihn. Aber Du kannst gegenwärtig seyn, Capitain!"

Wir fuhren zu ihm. Er war wieder auf sein Gut bei Grünau gezogen. Wir gingen zu ihm in sein Zimmer. Er ging mit der

größten Freimüthigkeit auf Warniken zu. Dieser Zug der Schaamlosigkeit setzte mich ins Feuer.

„Bruder,“ rief ich, „ehre wenigstens den Anstand!“

Er sah mich groß an. Ich fuhr fort: „doch davon will ich nicht reden. Mag Warnike seinen Zweikampf mit Dir allein ausfechten. Du hast Clementinen gesehen, Bruder, Du hast sie geliebt, wie Jeder muß, der sie sieht. Nun sage mir, was sagst Du dazu?“

Er holte einen tiefen Seufzer aus der Brust. „Schade,“ sagte er: „daß sie nicht mehr und nicht minder war, als eine recht brave Schauspielerin. Doch das Beleidigende, was für mich nach unserer letzten Unterredung drin war, habe ich des schönen Spiels wegen vergessen. Was willst Du jetzt?“

„Ich will Dich zum letzten Mal fragen, ob Du Deinem Sohne die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Clementinen geben willst?“

„Habe ich sie abgeschlagen? Wenn mein Sohn will: so mach Anstalt zur Hochzeit; das thust Du gern.“

Es war etwas giftiges in dem Spotte, ob er sich gleich Mühe gab, eine gewisse Unruhe zu verbergen, die von Warnikens Gegen-

wart ausging. Er sah von Zeit zu Zeit Warniken verstohlen an.

„So sage, was Deinen Sohn zurück hält!“

„Die Liebe nicht. Er lernte Clementinen kennen, wie ich sie kennen lernen mußte. Aber sag, muß ich denn meines Sohnes Geheimnisse wissen? Und hat er ein Geheimniß; warum wißt Ihr es nicht, da Ihr alles mit meinen Söhnen theilt? Will er denn allein mir mehr glauben als Euch, so — Ich habe dem Sohne nicht geschmeichelt, wie Ihr, Ihr!“

„Regine starb, Bruder! Hast Du ihren Tod vergessen?“

„Weder ihr Leben mit ihr, noch ihren Tod.“

„Vergiß nicht, daß Du ein Mensch bist!“

„Wenn ich es vergesse: wer ist schuld daran als Ihr? Wer? Welch ein Knabe könnte es ertragen, wenn er beständig, so gern er auch tanzen mag, nach einer fremden Pfeife tanzen soll? Welch ein Mann möchte gern eine Marionette seyn, wenn er Lust hat, selbst ein Marionetten-Theater zu haben? und hast Du nicht alles zu Deinen Marionetten machen wollen? Hast Du nicht?“

„Das ist Deine letzte Antwort?“

„Meine einzige.“

„Gut denn, so habe ich den Bruder vergessen, um Dir den Mann zu zeigen. Du zwingst mich."

„Hätte ich den Mann gesehen, ich würde den Bruder wohl erkannt haben. Nach einem Leben voll Verdruß, an dem Du schuld bist, Du! denn hättest Du Reginens Hand ergriffen: so stünden wir anders — nach einem Leben voll Verdruß, voll vergeblicher Hoffnungen, voll Gram, voll Elend, — das ist mein Leben! — soll ich nun da stehen und zuletzt lächeln, und mit der Stimme eines Lammes rufen: Brüderchen, verzeihe! Das willst Du. Ich will nicht."

„Gut denn! Ich habe mit Dir nichts mehr zu reden."

„Desto besser, ich mit Euch allen nicht!" Er griff an die Thür seines Kabinets.

„Herr Geheimerath," sagte Warnike: „ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, von etwas, was Sie näher angeht, als das Glück Ihres Sohnes. Wollen Sie die Abschriften einiger Papiere lesen, deren Originale in meinen Händen sind?"

Er zog ein Paket Papiere aus der Tasche, und reichte ihm eins zum lesen. Er las, er verwandelte die Farbe ein wenig. „Darauf

werde ich zu antworten wissen," sagte er gezwungen.

„Auch auf dieses, Herr Geheimerath?"

Er las, und sagte leise: „Teufel!"

„Und wenn das," fuhr Warnike kalt fort: „Sie nicht genug interessirt: so sehen Sie hier Ihren eigenhändigen Kontrakt, unterschrieben, besiegelt, in aller Form, die ich brauche, um bei der Regierung sogleich eine Klage anzufangen. Ich weiß wohl, daß Husmann das alles verbrennen sollte; aber der Spitzbube war ein listiger Spitzbube. Er dachte ohne Zweifel: wer weiß, wozu sich das alles noch einmal gebrauchen läßt! Die Vorsehung, mein Herr Geheimerath, dachte gerade, wie der Spitzbube: und so kamen die Papiere in meine Hände."

Mein Bruder legte die Hand nachdenkend unter das Kinn. Dann sagte er: „Sie könnten sich dennoch geirrt haben, Herr Warnike!"

„Könnte ich? könnte ich wirklich? Nicht so ganz, Herr Geheimerath! Zu einem Vergleiche werden Sie Sich doch verstehen?"

„Ohne Zweifel," sagte er schnell: „wenn das Ihr Ernst ist."

„Mein völliger Ernst, Herr Geheimerath!

Sie zahlen meiner Frau ihr Vermögen zurück, nebst den Zinsen von eilf Jahren. Das macht eine hübsche Summe, die mich so reich macht, wie Sie sind."

„Herr Warnike! Herr Warnike! Es ist eine alte Regel, die ein so guter Jurist, wie Sie, kennen sollte: man muß seinen Gegenpart nicht aufs äußerste treiben. Da diese Papiere in Ihren Händen sind: so können Sie leicht denken, daß ich meine Sicherheit genommen habe."

„Mit einer neuen Spitzbüberei."

„Willst du mich nicht mit Herrn Warnike eine halbe Stunde allein lassen, Bruder?"

„Mit nichten, Herr Geheimerath! Ich bedarf auf allen Fall einen unerschrockenen Mann, der sich vor den finster krummen Gängen der Kabale nicht fürchtet, und der mir im Nothfalle zeugen kann, was hier geredet wurde."

„So werden Sie mir verzeihen, wenn ich über diese Sache nicht weiter rede."

„Was ist denn?" fuhr ich dazwischen.

„O nichts," sagte Warnike, „als eine kleine illegale Unterschlagung des Testaments, worin meine Frau zur einzigen Erbin ihres Oheims ernannt war, und das sich unter den Händen des Herrn Geheimeraths, der executor testamenti war, verloren hat."

„Dann freilich wäre ich ein Verbrecher; du wirst mir zeugen, Bruder, daß Herr Warnike mir das mit klaren Worten vorgeworfen hat."

„Mit klaren Worten, Herr Geheimerath! Denken Sie, wie dreist ich bin! Sie meinten, das Testament sey verbrannt; aber der verdammte listige Spitzbube, Ihr Waffenbruder Husmann, warf statt des Testaments ein anderes Papier ins Feuer, und hier ist — Er zog ein Papier hervor — das Testament selbst mit Ihrem Inventurzeichen und Namen. Zu läugnen wird nicht viel seyn, wenn man gerecht seyn will."

„Will! will!" sagte mein Bruder erblassend. „Es ist gut, daß ich Sie nicht daran erinnern muß."

„Ich stehe Ihnen dafür, man wird gerecht seyn wollen."

„Himmel und Hölle! Bruder, man wird gerecht seyn, und sollte ich mein ganzes Vermögen daran wenden, die langsame Gerechtigkeit an das Ziel zu schleppen," rief ich.

„Bruder, ich bitte Dich, Dich nicht hineinzumischen. Herr Warnike und ich stehen wahrlich jetzt auf einem guten Fuße mit einander."

„Wenn Sie zahlen, Capital und Interesse.“

„Ich kann nicht mehr zahlen, als ich — bekommen habe, um einen Prozeß zu hindern, den Ihre Frau, tausend gegen Eins, verloren hätte.“

„Himmel, das sagen Sie mir, einem Advokaten?“

„Der den *** von *** genau kennt. Ich sah voraus, ich wußte, was geschehen war. Das Verderben Ihrer Frau war beschlossen; ich konnte es nicht hindern. Ich that, was ich konnte, für sie.“

„Mag seyn; doch Sie haben das Testament untergeschlagen. Ich nehme meinen Regreß an Sie. Sie nehmen den Ihrigen an den, der Ihnen befehlen konnte.“

„Sie sehen leicht, Herr Warnike, daß eben der Mann es dazu nicht wird kommen lassen. Ich kann es ruhig abwarten, sehr ruhig.“

„Diesesmal, Herr Justizrath, hat die Vorsehung einmal die Wage und das Schwerdt der Gerechtigkeit genommen. Lesen Sie!“

„Er las, und nun wurde sein Gesicht wie Asche. Ich hatte doch Mitleiden mit dem Sünder, trotz seiner Spitzbüberei. Das, was

er las, enthielt die Entlassung vom Dienst in Ungnade dessen, auf den er sich verließ."

„Sie können mich verderben, Herr Warnike! Aber wenn Sie bedenken — —"

„Ich will Sie verderben, mein Herr! Diesen Augenblick habe ich ruhig abgewartet. Ich will den Elenden zur Schau darstellen! Sie sollen erkennen, mein Herr, daß, wenn es Teufel giebt, es auch Rachengel unter den Menschen giebt."

Ich zahle Ihnen die doppelte Summe, die ich erhalten habe, lieber Herr Warnike!"

„Husmann ist davon gelaufen, er irrt wie ein Bettler in der Welt umher. Ich habe den Willen, Sie ihm nachzuschicken, damit der Teufel, wenn er Sie aufnimmt, der Hölle sagen kann: hier habe ich ein Paar Helden!"

Durch die Blässe seines Gesichts arbeitete sich eine dunkel glühende Röthe durch. Er sagte mit einer Fassung, die mir wunderbar schien: „Ich stehe in Ihrer Gewalt, mein Herr! Jede Rolle muß ausgespielt werden. Spielt Ihr die Eurige aus. Ich spiele die meine bis auf das plaudite aus. Sie klagen mich an; mein Bruder ist Ihr Zeuge, daß ich nichts abgeleugnet habe. In der That,

ich bin gezwungen, den Namen Bruder lieb zu gewinnen. Dieses war also der Coup, der das Schauspiel enden sollte. Erst nahm man mir meinen Sohn, spottete meiner, da man mir ein Glied nach dem andern abriß, wie wilde Huronen. Dann — recht! ich war ja noch nicht elend genug — dann macht man mich zum Bettler, stößt mich im Alter hinaus in die weite Welt, mit Schande und Armuth beladen. Aber, aber — nehmt Euch in Acht! Ich will das Trauerspiel enden! Ich! und Ihr sollt dennoch rufen: verloren!"

„Bruder," rief ich: „wenn Du glaubst, daß ich von alle dem ein Wort gewußt habe — "

Er lachte. „Und er steht hier! hier! um gegen mich zu zeugen!"

„Gieb Deines Sohnes Hand Clementinen, und ich stehe Dir dafür, Warnike soll seine Klage fallen lassen."

„Er sah mich an, mit einem Gesichte, auf dem der Kampf seines Innern alle Muskeln spannte. Er sah fürchterlich aus. Seine Stirn war von Schweißtropfen benetzt, sein Mund war trocken, sein Kinn bebte. Seine Hände, die er in die Rocktaschen gesteckt hatte, arbeiteten sichtlich. Seine Füße klammer-

ten sich an den Fußboden. Er hatte den Fuß so fest aufgestemmt, daß seine Kniee zitterten. Am fürchterlichsten war mir ein halbes Lächeln seiner Lippen. Er sah mich an; dann Warniken.

„Zuerst," sagte er zitternd — „laß mich den ehrlichen Mann hier befriedigen. Das muß ich! das will ich, mit dem Bedinge, daß dann alle Urkunden in meine Hände kommen, die in seinem Besitz sind, Alle!" Er sagte das mit einer innern Heftigkeit, die er verbergen wollte. „Wie hoch ist Ihre Forderung an mich?"

Es war eine sehr große Summe, die Warnike zu fodern hatte. Er ließ seinen Gerichtshalter kommen. Er ließ ein Instrument aufsetzen, mit allen gehörigen Formen, die er selbst noch förmlicher machte, worin er Warniken seine beiden Güter abtrat für eine mäßige Taxe. Warnike sah mich ein paar Mal bedeutend an.

„Du bist in einer heftigen Leidenschaft, Bruder! Wir können das ja noch aussetzen. Du findest vielleicht andere Mittel, Warnikens Forderungen zu befriedigen." Das sagte ich ihm, ihn in eine Ecke des Zimmers ziehend.

Er sah mich groß an; ich mußte ihm die paar Worte ein paar Mal wiederholen, ehe er sie verstand. Dann sagte er lächelnd: „O nein! nein! ich verstehe das besser! Höher kann ich die Güter nicht ausbringen, und bezahlt muß das werden, und schnell, das begreifst Du nicht; aber wohl ich.“

„Ich kann Dir die Summe vorstrecken.“

„Das ist sehr gütig; aber man muß nicht borgen, was man selbst hat.“ Er vollendete die Akte, zahlte noch eine Summe in Banknoten. Alles war richtig.

„Und nun die Dokumente!“ sagte er mit einer eiligen Heftigkeit. Warnike sah mich an, und gab sie ihm zögernd. Er warf sie in den Kamin, und zündete sie an. Wie sie verbrannt waren, sagte er, seinem Bedienten schellend: „Sie sind hier Herr, mein Herr Warnike! Beklagen kann ich mich nicht, wahrhaftig nicht. Ich machte Sie einmal zum Bettler. Sie hätten noch viel mehr thun können!“

Dem Bedienten sagte er sanft: „Packt meine Kleider und Wäsche, und laßt anspannen! Wir reisen ab!“

Er lohnte seine Bedienten ab, ließ sein Silberzeug einpacken, gab für die Möbeln Be-

fehl, für alles. Es sollte alles nach Lübeck gebracht werden. Dann sah er mich mit hoch aufgerissenen Augen an, und sagte mit einer schneidenden Stimme: „Gegen eine Verbindung Leopolds mit Clementinen habe ich in der That nichts, Ferdinand! Das alles wäre nicht nöthig gewesen. Aber ich sage Dir noch einmal: er wird nicht wollen, weil er nicht kann. Und beredet Ihr ihn, sieh Bruder, was Ihr nicht lassen werdet: so habe ich für mein Leben, für den heutigen Tag eine volle Rache."

Das sagte er triumphirend, und dann stieg er in den Wagen.

Da standen ich und Warnike, und sahen uns einander verwundernd an, und wußten nicht, waren wir jetzt völlig besiegt, oder — Sieger waren wir nicht, das fühlten wir wohl. Warnike gab indessen seine Befehle wegen des Gutes. Er mußte nach Hamburg gehen, und das andere Gut in Besitz nehmen. Ich ging nach Lübeck in einer so verdammten Stimmung, daß mir alles nicht schön, nicht häßlich, sondern höchst langweilig vorkam; und so gehe ich hier noch umher, aus einem Zimmer in das andre, und pfeife mit meinem Dompfaffen: ein Männchen oder Weibchen! um die Wette, und fluche dabei auf den

Vogel um sein unaufhörliches Pfeifen, so, daß mir Julius sagte: „Eigentlich, lieber Oheim, wenn der Vogel fluchen könnte: so würde er ebenfalls fluchen; denn Sie pfeifen es noch einmal so oft, als der Vogel.“ Ich setze mich, und lese Blighs jammervolle Reise, und rufe dazwischen: „Ich bin doch unglücklicher!“ Ich laufe, wie ein junger Hasenfuß, von einem Billard auf's andre, um meine Narrheit zu Hause nicht Preis zu geben, stoße einen Ball, und will noch einmal stoßen, und schwöre, der Narr, der Marqueur oder der Teufel hat mir den Ball vor dem Queue weggenommen, und alle Welt klopft sich bedeutend vor die Stirn. Ja, er hat den Knoten schön zerhauen, der Ehrenmann Warnike; er hat einen hanfenen Strick daraus gemacht, woran ich mich, wenn ich will, hängen kann.

Potz, ich danke nur Gott, daß Clementine in Dünhof ist; denn die würde mir ihr blasses Gesicht zeigen. Julius lacht mich aus, und sagt hundertmal: „Ein weiser Mann weiß, was er davon zu denken hat!“

Hamburg.

Capitain Bloem an Roger.

Der Sieg ist endlich erfochten, lieber Roger! — Ich fahre nach Hamburg mit Clementinen und Willem, der dahin eine Handelsspekulation hat, im Grunde blos, uns mit Clementinen zu zerstreuen. Am andern Abend kommt mein Willem zu mir auf mein Zimmer gestürzt, außer Athem und todtenbleich, und ruft mir entgegen in Clementinens Gegenwart: „Herr! Herr! Clementinens Bräutigam geht nach Philadelphia Morgeu früh, mir Eurem Bruder!"

Da hatten wir das Unglück. Clementine sank leblos dahin, springt wieder auf, verlangt ihn nur noch einmal zu sehen, will fort; aber Willem sagt, er weiß, wo sie wohnen. Clementine hängt ihr Tuch um, wirft alles, was umher lag, in den Koffer, als wollte sie mit nach Philadelphia.

Ich saß eben, und las meines Bruders Briefe an Brandy, die ich mir hatte von Brandy geben lassen. Ich kam durch die Nachricht und Clementinens Einpacken so in Bestürzung, daß ich meine Briefe einsteckte, alles was nur in alle meine Taschen wollte,

Dann besann ich mich doch und sagte: „Ich bringe ihn Dir, Clementine; und bringe ich ihn nicht: so gehen wir Morgen an Bord, ihn zu sehen."

So ging ich mit Willem fort, und nach dem Wirthshause, das Willem auf dem Schiffe, womit sie abgehen wollten, erfahren hatte. Ich traf meinen Neffen allein. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, ohne mich erst zu sehen. Aus der Reise nach Italien ist wegen der Krankheit des Prinzen nichts geworden. Endlich sah er mich. „Ist mein Vater noch nicht arm genug?" fragte er, ohne still zu stehen.

„So reich, als ich selbst, jeden Augenblick, Leopold! O wahrhaftig, hat uns das entzweiet: so kennst Du mich nicht! Ich komme um etwas viel Größeres her, was sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt. Clementine ist hier —"

Hier stand er. „Von ohngefähr erfuhr sie, daß Ihr nach Amerika gehen wollt. Leopold! sie wünscht Dir nur Lebewohl zu sagen, nur das eine Wort: Lebewohl!"

Er erblaßte. „Lieber Oheim," sagte er — „ich bin in der Verzweiflung tiefstem Abgrunde. Sagen Sie ihr, sagen Sie dem geliebten

Mädchen, daß ich — ach! daß ich der allerunglücklichste Sterbliche bin!"

„Und Du kannst nicht sagen, was Dich von ihr trennt?"

„Nein, das kann ich nicht!"

„So sage es mir, Leopold! So sage es mir! Laß doch nicht Menschen in Europa zurück, deren Seufzer Dich in Deine neue Welt verfolgen werden! Sag mir's! sieh, dann kann ich sagen: Er war unschuldig! Ich kann Clementinen erheitern, wenn ich sage: Sieh Kind, er liebte Dich ja! Ein böses Geschick —"

„Ja wohl ein böses Geschick!" rief er.

Ich schwur ihm zu, es möchte seyn, was es wollte, ich würde es verschweigen. Ich mahlte ihm Clementinens Angst, ich drohete ihm mit ihrem Tode.

Dann sah er mich an, ließ sich noch einmal von mir die Versicherung geben, daß Niemand sein Geheimniß erfahren sollte, und dann sagte er mit schrecklich leiser Stimme: Clementine ist meine Schwester!"

Zuerst stand ich, wie vom Donner gerührt. Aber eben hatte ich meines Bruders Briefe an Brandy gelesen. Ich sann nach, ob ich

mich nicht entsinnen konnte, was er über diese Zeit geschrieben hätte.

Es war ein fürchterlicher Augenblick. Jetzt fiel mir ein, daß ich die Briefe bei mir hatte. Ich zog sie hervor. Ich las mit einer furchtbaren Anspannung. Endlich fand ich den Brief an Brandy, worin er meinem Bruder seinen Aufenthalt in Dresden bis an Reginens Tod beschreibt. Ich gab den Brief Leopolden. Er las ihn. Ich gab ihm den zweiten, der ihren Tod enthält.

Er las aufmerksam, las wieder. Ich gab ihm alle Briefe seines Oheims. Er stand zuletzt da zitternd. „Es wäre entsetzlich, wenn er mich betrogen hätte, der Vater den Sohn, so!“

„Kannst Du glauben, Leopold, daß Dein frommer, weicher Oheim, wenn er Dein Vater seyn könnte, es zugeben würde, daß Clementine Deine Frau werde? Kannst Du?“

Du glaubst nicht, Roger, wie der junge Mensch aussah. Sein Gesicht war eine Flamme der Hoffnung, der Erwartung, des Zorns. Die Schweißtropfen rannen über sein Gesicht. Er lief bei mir weg an die Thür, ans Fenster wieder. Er drückte meine Hände. Er warf sich auf einen Stuhl, sprang wieder auf, und rief zehnmal: „Kommt er noch nicht?“

Da kam sein Vater. Als er mich sah, wurde sein Gesicht ruhig. Aber den Sohn hättest Du sehen müssen, Roger! Er hob die geballten Fäuste hoch über sein Haupt, machte Bewegungen, wie ein toller Schauspieler, konnte die Worte nicht finden, und endlich mit einer unbeschreiblichen Anstrengung rief er: „Vater! Vater! Sie haben mich an den Rand der Hölle gestellt! Bin ich Ihr Sohn: so retten Sie Ihren Sohn! Sagen Sie noch einmal, ich sey es nicht: so will ich — hier faßte er zwei Pistolen mit einer gräßlichen Bewegung — „so will ich der Hölle, des bösesten Geistes Sohn seyn!" und nun schleuderte er die beiden Pistolen an die Wand, mit einer solchen Kraft, daß uns die Stücke um die Köpfe flogen.

„Bin ich Ihr Sohn?" rief er in einer Höllenangst; denn er riß mit einem Griffe Rock, Weste und Hemde von einander. Da sah ich den Vater erblassen. „Verleugne Deinen Sohn nicht!" sagte ich weinend.

„So löst mir" rief mein Bruder zum erstenmale mit dem Ausdrucke der Wahrheit — „so löst mir erst den Höllenzweifel: Sprach der Dünhofer — mein Weib in meiner Abwesenheit in Hannover?"

Ich gab ihm die Briefe. Er las sie mit wilden Augen, deren Wildheit sich aber zuletzt in Thränen auflöste. „Ist das wahr?" fragte er mich leise.

„Wahr, wie die Stimme der Gottheit, Bruder! Wie könnte er denn Clementinens Verbindung bewilligen?"

„Hat er eingewilligt?" fragte er heftig.

„Ja!"

„Ohne Zögern?"

„Mit Freuden!"

„Gott sey Dank: so nagt der Geier nicht mehr an meinem Herzen! Du bist ihr Bruder nicht, Leopold!"

„Aber wessen Sohn bin ich nun?" rief Leopold — „denn Ihre Briefe vom Hofe —"

„O mein Sohn! mein Sohn!" rief der Vater schluchzend — „Ich war einmal von Hannover bei Deiner Mutter! Du bist mein Sohn!"

„Sohn? Sohn? Und auf dieses höllische Vielleicht stellten Sie mein Glück? Ich habe auf ewig meinen Vater verloren! Kommen Sie, Capitain, zu Clementinen!"

Er faßte mich an die Brust, als wollte er mich zerreißen. „Nein," rief ich — „Leopold, ohne Deinen Vater gehe ich nicht zu

Clementinen! Jetzt, jetzt, in dieser Minute hast Du Deinen Vater wieder gefunden, ich den Bruder! Bruder, habe ich Dich nicht wieder gefunden?" Er legte das Haupt auf meine Schulter, und antwortete nicht. „Habe ich Dein Herz nicht wieder gefunden, Bruder? frage ich noch einmal."

„Du hast mein Leben von der Marter der Hölle befreit! Laß mich die Briefe noch einmal lesen!"

Er las sie. „O," rief er auf einmal mit einer großen, heftigen Freude — „Alles ist wahr! alles! O es ist wahr, was hier steht! O, meine Regine! ja, Du setztest meinen Vorwürfen nichts als eine demüthige Liebe entgegen! Ja, Du erbautest auf den Ruinen meines schwarzen Verbrechens den Tempel einer reinen Tugend, den diese Hand immer wieder einriß. O Bruder Ferdinand, willst Du Deinen unglücklichen Bruder, der so lange mit der Marter der Hölle, mit der Eifersucht kämpfte, an Dein Herz nehmen?"

Er sank ermattet, ohnmächtig fast, in meine Arme.

In diesem rührenden Augenblicke stürzte Clementine ins Zimmer, und in die offnen Arme Leopolds, der ihr entgegen rief:

„Meine Geliebte! Jetzt bin ich auf ewig Dein!“ Sie hatten sich fest umarmt.

Da schlug der Geheimerath das Auge auf. Ich sagte: „Dort stehen Deine Kinder, Bruder! Segne sie; denn jetzt bist Du wieder Vater!“

Clementine! rief er — „Ich habe Dich ja schon Tochter genannt! Sey es! o sey es! und vergeßt, vergeßt, was ein Mann im Unglück werden kann!“ Clementine kniete vor ihm.

„Ach,“ sagte er kopfschüttelnd — „ich weiß ja wohl, mein Kind, daß das mein Platz ist!“

Roger, nun legten sich alle Wellen des Sturms nach und nach, und machten frohern Empfindung'n Platz. Der Geheimerath las noch den Abend wohl zehnmahl die beiden Briefe, und immer wurde er heiterer, und immer sah er sich selbst in einem schwärzeren Lichte.

Wir blieben den Abend bei ihm zum Essen. Noch immer fuhr sein alter Argwohn auf; aber ich verstand die Kunst, den Teufel wieder an die Kette zu legen.

Am andern Morgen nannte ich ihm den Namen seines Bruders. Er antwortete nicht; aber er schüttelte leise den Kopf. „Kann ich

ihn sehen?" sagte er. Ich sagte: „Du mußt ihn sehen!"

„Nun denn," sagte er zuletzt — „an Leopolds Hochzeitstage vielleicht!"

Sieh, Roger! so ein Bösewicht war er nicht, als wir dachten. Er hat mir Briefe von ** von ** an ihn gezeigt, welche die Spitzbüberei mit Warnikens Frau nicht entschuldigen; aber doch des ehrgeizigen Menschen Schuld geringer machen.

Ich that ihm den Antrag, ihm seine Güter von Warniken wieder zu schaffen.

„Ich will nicht," sagte er — „wenn Ihr nur vergessen könntet, wie ich sie verlor!"

Freilich, Roger, das werde ich nie vergessen. Da sitzt der Teufel, und er ist mein Bruder. Potz, könnte ich die Spitzbüberei mit dem Testamente ungeschehen machen: so — Fahr' wohl! ich kann es nicht!

Lübeck.

Capitain Bloem an Roger.

Die Hochzeit ist gewesen; die beiden Brüder haben sich gesprochen. Es ging besser, als ich dachte.

Der Geheimerath will sich im Braunschweigschen ankaufen; das mag er thun, es ist so besser. Ich muß nun auf das Etablissement meiner Kinder denken; und dann, Roger, komme ich zu Dir, und in den Armen der Freundschaft und Liebe soll mein Leben hinlaufen. Leb' wohl, Roger!

Ende des dritten und letzten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Der Hausvater oder das liebt sich! und warum?

Bd.: 3

Stuttgart (1811)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-f(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721404-4